

Hans Rychener

Vergessenes Land

Erinnerungen
an Ostpreussen



Verlag Peter Lang

Hans Rychener, als Sohn eines Bahnbeamten 1911 in Bern geboren, wirkte hier bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1977 als Geschichts- und Deutschlehrer. Er veröffentlichte in Zeitungen und Zeitschriften eine Reihe von Reiseschilderungen und Betrachtungen. Im Verlag Herbert Lang erschien 1941 eine Sammlung von Radiovorträgen über erfolgreiche Schweizer aus eigener Kraft. Im Verlag H. R. Sauerländer kamen 1960 «Freude an Grammatik» und «Nur ein Komma» heraus. Diesen Publikationen folgte 1982 im Verlag Peter Lang ein völlig anders konzipiertes Sprachbuch: «Gutes Deutsch – Guter Stil».

Früh schon reiste Hans Rychener zu Verwandten ins Baltikum und lernte ausser Deutschbalten auch die sich ihrer Selbständigkeit erfreuenden Litauer, Letten und Esten kennen. Deren tragisches Schicksal infolge des Hitler–Stalin-Paktes hat er vor allem in der 1975 auch im Verlag Lang Bern erschienenen Schrift «... und Estland, Lettland, Litauen?» zum Ausdruck gebracht. Nicht weniger tragisch war dann auch der Untergang Ostpreussens, mit dem sich Rycheners neuestes Buch befasst.

«Vergessenes Land»

Der in Litauen gebürtige polnische Dichter Czesław Miłosz hat am 10. Dezember 1980 anlässlich der Verleihung des Nobelpreises für Literatur eine bedenkenswerte Rede gehalten. In dieser behandelte er als Grundthema das unheimliche Wirken der Gewalt, wobei er grosse Achtung vor all dem bezeugte, was die Menschen vor der Kapitulation vor dieser Gewalt bewahrt. Miłosz nannte eine Reihe geschichtlicher Daten und fügte ein Datum bei, das viele, allzu viele vergessen haben:

«Leider büssen sie ihre Bedeutung ein im Vergleich mit einem anderen Datum, das alljährlich als Trauertag begangen werden sollte, während die jungen Generationen doch kaum mehr davon reden hören. Es ist

der Tag des 23. August 1939. Damals schlossen zwei Diktatoren ein Übereinkommen ab mit einer Geheimklausel über die Teilung ihrer Nachbarstaaten, die eigene Hauptstädte, Regierungen und Parlamente hatten. Das bedeutete nicht nur die Entfesselung eines entsetzlichen Krieges; überdies wurde das Kolonialprinzip wieder eingeführt, demzufolge Nationen nicht mehr als Viehherden sind, gekauft und verkauft werden nach dem Gutdünken ihres jeweiligen Besitzers. Ihre Grenzen, ihr Selbstbestimmungsrecht hörten zu existieren auf.»

Es ist kaum zu ermessen, welches die schliesslichen Auswirkungen der Geheimklausel des Paktes vom 23.8.1939 auf Ostpreussen, insbesondere das nördliche Ostpreussen waren. Kein Jahr nach Kriegsausbruch infolge des Paktes wurden die drei baltischen Staaten eine Beute der Sowjetunion. Tragisch verstrickt in ihren Untergang war – als Teil Nazideutschlands – auch Ostpreussen. Das Schicksal Nordostpreussens ist in der Geschichte des Abendlandes ohne Beispiel. Allem Völkerrecht zum Trotz ist eine 700jährige deutsche Provinz samt ihrer Bevölkerung als historischer Raum ausgelöscht, hermetisch abgeriegelt und zum weit vorgeschobenen Bollwerk der hochgerüsteten Sowjetunion ausgebaut worden.

Ist die verlorene Heimat so vieler, das schöne Ostpreussen, wirklich vergessenes Land? Kein Dämon der Geschichte kann seine einstigen Bewohner und Besucher hindern, dass es in ihren Herzen weiterlebt.

Hans Rychener

Vergessenes Land

Erinnerungen
an Ostpreußen

mit Zeichnungen
von Walter Lanz



PETER LANG
Bern · Frankfurt am Main · New York

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Rychener, Hans:

Vergessenes Land: Erinnerungen an Ostpreußen /
Hans Rychener. Mit 11 Bleistiftzeichn, von Walter
Lanz. – Bern; Frankfurt am Main; New York:
Lang, 1983.

ISBN 3-261-03310-X

Umschlagbild von Walter Lanz: Die Marienburg

© Verlag Peter Lang AG, Bern 1983
Nachfolger des Verlages der
Herbert Lang & Cie AG, Bern

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck oder Vervielfältigung, auch auszugsweise, in allen Formen
wie Mikروفilm, Xerographie, Mikrofiche, Mikroc card, Offset verboten.

Druck: Lang Druck AG, Liebefeld/Bern

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)

Das Völkerrecht soll auf einen Federalism freier Staaten gegründet sein.

Immanuel Kant

Zum Geleit

Die mehrfach in diesem Band zitierte Dichterin Agnes Miegel hat in einem ihrer Werke die Frage aufgeworfen:

Ostpreußen ... Sag Mutter, was wissen die anderen von Dir?

Hans Rychener gibt hier als Schweizer eine Antwort, die uns Ostpreußen glücklich und dankbar macht. Als junger Mensch hat er auf Fahrten von der Schweiz zu seinen Verwandten im Baltikum das Land zwischen Weichsel und Memel kennen- und schätze- gelernt. Jetzt, nach 50 Jahren, greift er zur Feder und gibt eine über- zeugende Antwort auf die Frage von Agnes Miegel.

Er, dessen Wiege über 1'000 km entfernt von Königsberg/Pr. stand, berichtet von dem bedeutenden Anteil Ostpreußens und sei- ner Menschen an den deutschen Kulturleistungen. Kant, Herder, Kopernikus, aber auch Käthe Kollwitz, Amo Holz und Agnes Mie- gel werden neben anderen genannt. Zitiert werden Dr. Hans Graf von Lehndorff, aber auch Lew Kopelew sowie Amo Surminski und Peter W. Wörster.

Auf Geschichte und Völkerrecht geht der Autor sachkundig und objektiv ein. Erstaunlich, wieviele Quellen er aus der Schweizer Li- teratur zu dem Gesamtthema Ostpreußen nennen kann. Die Ein- wanderung von Schweizerflüchtlingen nach Ostpreußen wird in den geschichtlichen Zusammenhang mit den Salzburgern und Hu- genotten gestellt, die aus Glaubensgründen in Preußen Aufnahme fanden.

Auch die gegenwärtige Situation, wie sie 1945 durch die Kriegs- gegner Deutschlands geschaffen wurde, die das nördliche Ostpreu- ßen einschliesslich des Memellandes sowjetischer Verwaltung und das südliche Ostpreußen der Verwaltung durch die Volksrepublik Polen unterstellten, wird anhand zahlreicher Quellen sachgerecht dargestellt.

Die völlige Abriegelung des nördlichen Ostpreußen und seiner Provinzhauptstadt Königsberg, meiner Geburtsstadt, von jeglichem Besucherverkehr ist eine klare Verletzung der auch in der KSZE-Schlussakte proklamierten Menschenrechte. Wir Ostpreußen sind dem Schweizer Autor dankbar für diese Feststellung sowie auch diejenige, dass die Medien der westlichen Welt mit daran schuld sind, dass für viele Deutsche sowie auch andere Bürger der freien Welt unsere Heimat, die nordöstlichste Provinz Deutschlands,

Vergessenes Land

in nur 38 Jahren geworden ist. Gemeinsam mit dem Autor arbeiten wir dafür, dass Ostpreußen nicht nur in unseren Herzen, sondern auch kulturell und politisch weiterlebt. Darum sind wir Hans Rychener so dankbar.

Dr. Ottfried Hennig,
Mitglied des Deutschen Bundestags
Sprecher der Landsmannschaft
Ostpreußen

Inhaltsverzeichnis

Erinnerungen an Ostpreußen	11
Ein Machtdiktat	11
Deutschtum ausgelöscht	12
Namen, die man noch kennt	14
Der Polnische Korridor	15
Marienburg	16
Königsberg	18
Gold des Nordens	22
«Bernsteinstrom par excellence»	24
Ordensspuren und Hitlerjugend	25
Heimat eines Volksliedes	27
Nordische Sahara.....	29
Wundersamer Landstreifen	30
Memel (Klaipeda)	34
Tilsit	36
«Entrissenes Land»	39
D-Zug nach Eydtkuhnen	40
Liepona	43
Ein Flüsschen mit Geschichte	47
Andere Welt	49
Bei den «Hinterwäldlern»	50
«Seltsame steile Dächer»	51
Gumbinnen und die Pissa	52
Beynuhnen	55
Abstecher ins Masurenland	57
Schmant mit Glumse	62
Tannenberg.....	64
Auch das Schweizer Fähnchen	68
Ein Denk-Mal.....	69
Altes Deutschordensland	71
Nomen est omen	71
Aeesti, Germanen und Balten.....	73

Die Ostpreußen – ein eigener Menschenschlag ...	75
Kolonisten aus der Schweiz	76
«Zu Tausenden zählender Strom»	80
Namen und Schicksale	82
Ein Pastor namens Donelaitis.....	85
Bauernleben in Hexametern	88
«Zeitalter der Kritik»	90
Ein Dichterwerk besonderer Art	92
Die Katastrophe	96
Königsbergs Ende im Spiegel des «Lagebuchs» ...	98
Augenzeugen.....	103
Lockruf der verlorenen Heimat.....	105
Geschichtliches Bewusstsein wachhalten	109
Das verbotene Nordostpreußen	113
Aufschluss durch Peter W. Wörster	113
Der grosse historische Bruch	117
Eine absurde Grenze	119
Ein neuer Stadtplan	120
«Es ist ein Sperrgebiet».....	122
Nachträge	125
Dank an Peter W. Wörster	125
Jurij Uspenskij	126
Die Tagebuchaufzeichnungen eines russischen Artillerie- offiziers	127
Schlussbetrachtung	151
Literatur	155
Karten	156
Ostpreußen zwischen den beiden Weltkriegen ...	156
Fluchtwege	157
Das nördliche Ostpreußen nach 1945	158

Erinnerungen an Ostpreußen

Nachdem viele Jahre Vietnam als das Opfer des «amerikanischen Imperialismus» in aller Munde war, sind es heute Südafrika, Namibia, Chile, Nicaragua usw., die unseren Medien Stoff zu immer neuen Schlagzeilen gegen die USA liefern. Was aber ist inzwischen aus der einst nordöstlichsten Provinz Deutschlands geworden?

Das seit 1919 durch den Polnischen Korridor vom Deutschen Reich getrennte Ostpreußen ist nach dem Zweiten Weltkrieg als geschichtlicher Raum von der Landkarte verschwunden, gleichsam über Nacht ausgelöscht worden. Fast die ganze Bevölkerung von zweieinhalb Millionen hat, sofern sie den Ansturm der Roten Armee überlebte, durch Flucht in den Westen oder Verschleppung in den Osten mit dem Verlust der Heimat für Hitlers Wahnsinn büßen müssen. Völlig verfehlt wäre es, von einer Kollektivschuld der Deutschen zu sprechen. Wie auch der Russen. War es doch Stalin, der Hitler den Krieg erst ermöglichen half und kurz nach dessen Ausbruch über Ostpolen, Finnland und die baltischen Staaten herfiel.

Ein Machtdiktat

Der breitenkreisähnliche Strich, der heute auf der Landkarte Polens östliche Nordgrenze zeigt, verrät die Willkür der Siegermächte von 1945, das heisst vor allem das Diktat Moskaus. Hätte Polen bei der Grenzziehung ein Mitspracherecht gehabt, dann würde dieser «Eiserne Vorhang» innerhalb des sowjetischen Machtbereichs nicht so unerbittlich mitten durch gut bebautes Kulturland verlaufen. Der etwa 200 Kilometer lange Schnitt zerlegt das alte Ostpreußen (37'000 km²) in einen südlichen, polnischen und einen nördlichen,

sowjetischen Teil. Schon auf der Konferenz von Teheran 1943 hatte Stalin den Anspruch auf den eisfreien Hafen Königsberg geltend gemacht. Im Potsdamer Protokoll vom 2. August 1945 wird dann erklärt, dass die deutschen Ostgebiete unter Vorbehalt der endgültigen Bestimmung bei der (immer noch ausstehenden) Friedensregelung teils unter sowjetische, teils unter polnische Verwaltung gestellt werden. Wer aber denkt heute daran, dass die rechtlose Lage Ostpreußens, der Atlantik-Charta und feierlichen Erklärungen der UNO zum Trotz, schon über 35 Jahre andauert? Soll die abstumpfende Dauer von Gewöhnung, Verhärtung und Vergessen in aller Stille Macht in Recht – ein Gebrauchsrecht – verwandeln?

Der polnische Teil Ostpreußens, in dem noch vereinzelt Deutsche leben, kann, unter Visumpflicht, besucht werden. Grosse Anziehungskraft auf Westtouristen übt nach wie vor der Zauber der masurischen Seen aus. Nicht selten sind es deutsche Flüchtlinge, die ihre alten, meist stark veränderten, wenn nicht zur «Wüstung» gewordenen Heimorte aufsuchen. Immerhin zugängliches Land – bis zum unheimlichen Grenzstreifen, wo Strassen verödet ins Leere laufen, Gras- und Unkrautbänder an einstige Bahnstrecken erinnern. Allerdings gibt es noch einige Schienenstränge und Strassen, die lediglich durch einen Schlagbaum unterbrochen sind. Ausser dem Güterverkehr dienen sie gelegentlichen Delegationen, die die Demarkationslinie überqueren. Oder sind offensichtlich stets für irgendeine Art «Ernstfall» bereit.

Deutschtum ausgelöscht

Der sowjetische Nordteil Ostpreußens hingegen, das sogenannte Kaliningrader Gebiet, ist militärische Sperrzone. Keine Westtouristen, selbst nicht «brüderliche» Nachbarn, haben Zugang. Was die Sowjets auf erobertem deutschem Boden zu verbergen haben? Das schöne alte Königsberg ist im April 1945 – was die eigentliche Alt-

stadt betrifft – zu 90 Prozent untergegangen. Und wieder auferstanden, als rein sowjetische Betonstadt mit riesigen Verwaltungs-, Schulungs-, Wohn- und Industriekomplexen, Garnisonen, Helden- gedenkstätten. Zugang freilich haben Leute, deren Anwesenheit im Interesse der Sowjets liegt: Parteiabgeordnete, zum Training heran- gezogene Soldaten aus entfernten Sowjetrepubliken, Studenten aus abhängigen Drittwelt ländern.

Das 16'000 km² umfassende Nord-Ostpreußen, der Oblast (Ver- waltungsbezirk) Kaliningrad, wurde nicht, wie das Memelland, der benachbarten Sowjetrepublik Litauen, sondern der Russischen So- zialistischen Föderativen Sowjetrepublik, dem eigentlichen Russ- land, angegliedert. Moskaus Bastion im Westen! Neue Blickrich- tung, neue Dimension. Einst Deutschlands östlichste Grossstadt, ist Königsberg jetzt als Kaliningrad die westlichste Grossstadt eines Imperiums, das bis Wladiwostok reicht.

Im nördlichen Ostpreußen haben die Sowjets das Deutschtum radikal ausgelöscht. Die Einheimischen, die nicht geflüchtet waren, wurden umgebracht, verschleppt oder gewaltsam vertrieben. Nur ein winziger Prozentsatz ist zurückgeblieben, vermutlich eine Handvoll «Spezialisten», Angepasste, Untergetauchte – jetzt Frem- de in der eigenen Heimat. Nachrichten aus dem verbotenen Land gelangen nur auf Umwegen zu uns. Neusiedler aus dem Osten er- setzten die verschwundenen Ostpreußen. Nach den Angaben des 11. Bandes der «Grossen Sowjetischen Enzyklopädie» vom Jahr 1973 bestand die neue Bevölkerung Nord-Ostpreußens aus über 77 Prozent Russen. Der Rest waren Weissrussen, Ukrainer, Litauer, Mordwinen, Mari, Tschuwaschen, Tataren, Juden, Polen. 1976 sol- len mit rund 750'000 Neusiedlern 71 Prozent der Vorkriegsbevöl- kerung erreicht worden sein. Manche Neusiedler waren Teilnehmer der Schlacht um Königsberg.

Namen, die man noch kennt

Im Kaliningrader Gebiet lebt jetzt, schon in zweiter Generation, eine ganz andere, viel weiter im Osten verwurzelt gewesene Bevölkerung. Ihre neue Heimat jedoch ist und bleibt ein Land, das – heute scheinbar anonym – während Jahrhunderten mitbestimmender Teil der abendländischen Kultur gewesen ist.

So können auch die Sowjets Immanuel Kant, den grössten Sohn Königsbergs, nicht ignorieren. Sie pflegen das Grabmal des Philosophen, und die seit 1968 in Königsberg wieder bestehende Universität beschäftigt sich – unter marxistischem Vorzeichen – offenbar auch intensiv mit dem Werk Kants. Im jetzigen Universitätsgebäude existiert sogar ein kleines Kant-Museum. 1724 in der preussischen Krönungsstadt am Pregel geboren und hier 80jährig gestorben, hat Kant Königsberg höchstens zu Aufhalten auf dem Land verlassen. *Johann Gottfried Herder* aus Mohrunge hingegen, der wohl bedeutendste der Zeitgenossen Kants, unternahm grosse Reisen. Davon zeugt auch die reiche Sammlung «Stimmen der Völker in Liedern». Weitere bekannte Zeitgenossen Kants waren ebenfalls Königsberger: *Johann Georg Hamann*, der «Magus des Nordens», und der Dichter *E.T.A. Hoffmann*, der so skurrile Geschichten schrieb wie ‚Lebensansichten des Katers Mum‘. Ein Kind des Preußenlandes war auch der berühmte Astronom *Nikolaus Kopernikus*, der in Frauenburg am Frischen Haff, wo er Domherr war, begraben ist. Mit dem Lebenswerk, das in seinem Todesjahr 1543 erschien, hat Kopernikus postum das geozentrische Weltsystem aus den Angeln gehoben.

Bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts reicht das Leben des in Tapiaw östlich von Königsberg geborenen impressionistischen Malers *Lovis Corinth* und des Dichters *Arno Holz* aus Rastenburg (Wolfsschanze!). Amo Holz war Bahnbrecher des Natu-

ralismus. *Hermann Sudermann* aus dem nordöstlichsten Zipfel Deutschlands schrieb die «Litauischen Geschichten» und die «Reise nach Tilsit».

Käthe Kollwitz, in Königsberg aufgewachsen, starb ein paar Tage vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der Nähe von Dresden. Mehr oder weniger Botschafter ihres Geburtslandes sind Schriftsteller geworden, die Zeugen des Untergangs ihrer ostpreussischen Heimat waren. Das Werk von *Ernst Wiechert*, dem Försterssohn aus Kleinort in Masuren, ist von der schwermütigen Landschaft Ostpreußens gezeichnet. Wiechert blieb zu allem Unglück auch der Aufenthalt im KZ nicht erspart. Der Dichter starb 1950 in der Schweiz. *Agnes Miegel* aus Königsberg hat in bildkräftigen Geschichten und Gedichten ihrer Heimat ein bleibendes Denkmal geschaffen. Von vielen als «Mutter Ostpreußens» verehrt, ist die Dichterin 1964 in Westfalen gestorben. *Siegfried Lenz*, 1926 in Lyck geboren, wohnt heute in Hamburg. In seinen Erzählungen «So zärtlich war Suleyken» lebt das urtümliche Land der Masuren fort.

Mit «Namen, die keiner mehr nennt» (auf Orte bezogen) hat *Marian Gräfin Dönhoff* eines der packendsten Erinnerungsbücher geschrieben. Die Vorfahren von Frau Dönhoff, heute Herausgeberin der «Zeit» in Hamburg, haben schon im Mittelalter in dem von den Deutschrittern beherrschten Baltikum und dann in Preußen als Staatsmänner eine bedeutende Rolle gespielt. Den Dönhoffs gehörten mehrere Güter in Ostpreußen. *Graf von Lehndorffs* «Ostpreußisches Tagebuch», der erschütternde Bericht eines Arztes vom Untergang der Stadt Königsberg, sei auch nicht vergessen. Alt-Ostpreußen lebt weiter. Auch in Namen wie «Tilsiter, Trakehner, Bernstein ...»

Der Polnische Korridor

Ostpreußen hatte es mir so angetan, dass ich hier die Reisen zu meinem Grossonkel in Lettland immer wieder für einige Tage unter-

brach. Das war zwischen 1930 und 1939. Jung und unternehmungsfreudig, machte ich Bahnfahrten und Wanderungen kreuz und quer durch das bezaubernd schöne Land, wo ich meistens in Jugendherbergen übernachtete und mit den verschiedensten Menschen ins Gespräch kam. Lang ist's her, doch ist mir vieles noch so gegenwärtig, als wäre es erst gestern gewesen. Erst gestern? Ja und nein, denn die Erinnerungen sind überschattet vom Verhängnis und von den Ungeheuerlichkeiten, die der Krieg in einem Ausmass ohnegleichen gerade über Ostpreußen hereinbrechen liess.

Die erste Fahrt durch den Polnischen Korridor war für einen Jüngling mit viel Weltinteresse und wenig Welterfahrung ein Abenteuer. Bläulich schimmerte das Abblendlicht im Abteil, das von Berlin an mir ganz allein gehörte. Bei einem Halt auf der gut 100 Kilometer langen polnischen Durchgangsstrecke riss ich neugierig die Scheibe herunter, worauf mir schneidend scharf eine Stimme ans Ohr schlug. Im Lichte des Bahnsteigs sah ich eine grimmige Amtsmiene unter fremdartiger Uniformmütze. Nicht nur Aussteigen, auch Fenster-Öffnen war im Polnischen Korridor verboten.

Rasend im Gleichtakt hämmerte der Zug. Ich stand am Fenster und wischte mir den Schlaf aus den Augen. Im Frühlicht der Sonne breitete sich die Ebene aus; ein Flüsschen, ein kleiner See blinkten auf. Ein Waldrand mit zwei Rehen. Weichen rumpelten, störten das gleichförmig wiegende Rütteln des Abteils. Die weite Niederung belebte sich. Ungeheuer lange Schlangen von Güterzügen krochen von Süden heran. Der Zug hielt vor einem massiven Steingebäude mit grosser Aufschrift, und da mühte sich die Zunge um das Wort Tczew – Dirschau.

Marienburg

Wildes Dampfgeschnaube. Wir rumpelten über eine träge sich wälzende Flut: die Weichsel. Und durchfuhren topfebenes Schwemm-

land. Danziger Gebiet. Und erneut eine Brücke. Sie überquerte die Nogat, den östlichen Mündungsarm der Weichsel. Jenseits dicht am Wasser erhob sich ein Backsteinmauerwerk von überwältigender Pracht – die Marienburg. Sie warf lange Schatten auf die Nogat, die das Territorium der «Freien Stadt Danzig» von Ostpreußen trennte. Nach der Brücke glitt der Zug, Mauern und Gräben eines mittelalterlichen Verteidigungsringes durchschneidend, vorbei an der Glaubensfeste, deren gotisches Mauerwerk sich mit einem Gewirr von Türmen, Giebeln und Zinnen vom Blau des Himmels abhob.

Marienburg, jetzt polnisch Malbork, hatte um 1930 gut 20'000 Einwohner. Die Burg, eines der grossartigsten mittelalterlichen Bauwerke Deutschlands, war von 1309 an während 150 Jahren Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens. Zu den weitverstreuten Komtureien gehörte meine Wohngemeinde Köniz, deren Wappen an den weissen Mantel und das schwarze Kreuz der Deutschritter erinnert. Das an die Burg sich schmiegende Städtchen überraschte mich mit bernisch anmutendem Laubengang. In Erinnerung blieb mir auch ein Denkmal, unter dessen stolzer Inschrift «Dies Land bleibt deutsch» zu lesen war, dass sich im Jahre 1920 97,5 Prozent der Bevölkerung für Deutschland entschieden hatten.

Auf dem Bahnhof beobachtete ich die Ankunft und die Abfahrt der Schnellzüge des «privilegierten Durchgangsverkehrs ohne Pass-, Visum- und Zollschwierigkeiten». Dampflokomotive und Personal wurden ausgewechselt – reibungslos, ohne den geringsten Wortwechsel zwischen Polen und Deutschen. Einen Abstecher nach Danzig musste ich auf eine spätere Reise verschieben. «Tut uns leid, für Danzig ist ein polnisches Visum erforderlich!» Mein Einwand, Danzig sei doch ein Freistaat, kam nicht gut an.

Der Besuch der prachtvollen, aber politisch aufgewühlten Hansestadt weckte in mir Fragen, auf die ich erst nach vielen Jahren in Carl J. Burckhardts Werk «Meine Danziger Mission (1937-1939)»

eine Antwort fand. Hoher Kommissar des Völkerbunds, hat unser Landsmann auf ebenso heissem wie verantwortungsvollem Posten die Entwicklung zum Weltkrieg hautnah miterlebt. Der scharfsinnige Beobachter, der sich von Hitler nicht täuschen liess, weist nach, dass es Stalin war, der im März 1939 das erste Signal zum kriegsauslösenden Pakt mit Hitler gab.

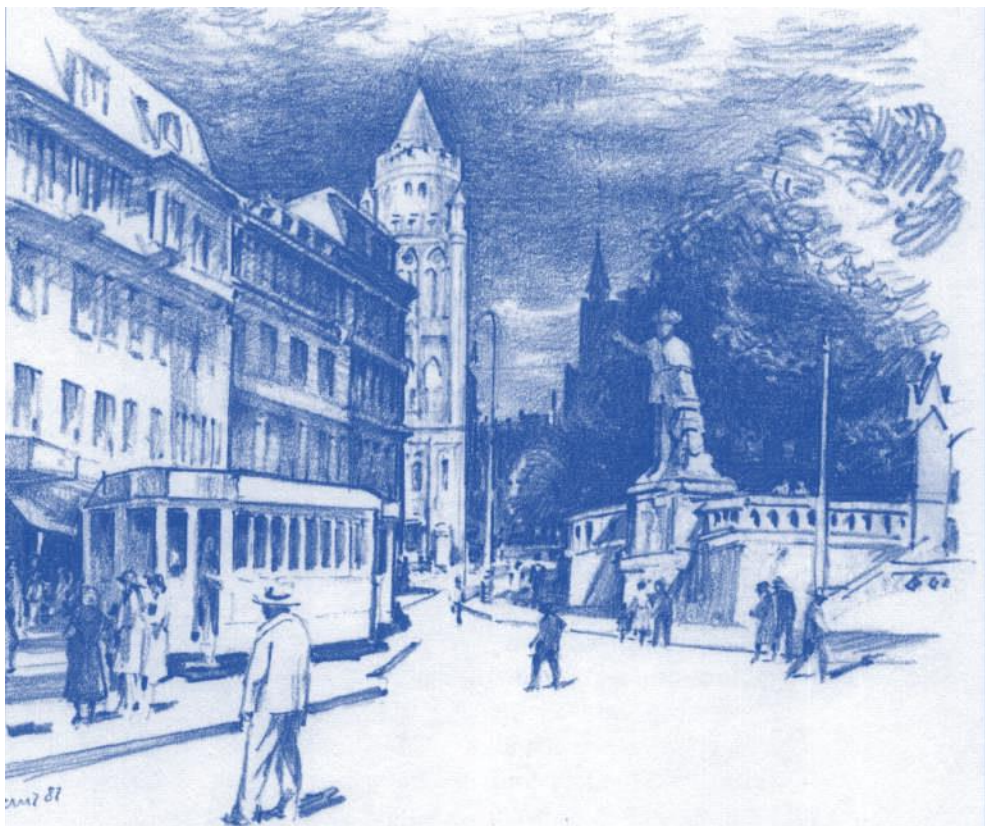
Ebenfalls im März, jetzt 1945, wurde die hart umkämpfte Marienburg fast völlig zerstört. Polens Meisterrestauratoren haben auch das einstige Bollwerk der Deutschritter getreulich wieder instand gestellt.

Königsberg

Königsberg lag – und liegt – am Ostende des Frischen Haffs, sieben Kilometer oberhalb der Mündung des Pregels. Noch sehe ich das gütige Gesicht des Verwalters der von deutschen Wandervögeln überfluteten Jugendherberge, die sich unweit des Hauptbahnhofs im Süden der Stadt befand. «Für einen Schweizer findet sich schon noch ein Platz», sagte Herbergsvater Hilger und geleitete mich in den Schlafsaal. Meine Erinnerungen sind mit Wehmut vermischt. Die alten markanten Bauwerke und vieles mehr, was Königsberg seinen besonderen Charakter verlieh – verschwunden. Was aber mussten oder müssen erst all die Vertriebenen empfinden, denen die Stadt – zuletzt ein Inferno – einst Heimat gewesen?

An der Stelle einer prussischen Fliehburg entstanden, ist auch Königsberg eine Gründung des Deutschen Ordens. Umbrandet vom Grosstadtverkehr, erhob sich, machtvoll auf kleiner Anhöhe, ein Viereckturm mit schlanken Ecktürmchen und spitzem Helm: die Schloss- und Krönungskirche, die einstige Ordensburg. Die Ritter hatten sie schon vor der

Königsberg 1932, beim Schloss ►



Gründung unserer Eidgenossenschaft zur Sicherung des Samlandes gebaut. Im 15. Jahrhundert löste sie die Marienburg als Sitz der Hochmeister ab, war dann von 1525 an Residenz der preußischen Herzöge; 1701 wurde Königsberg erstmals preußische Krönungsstadt.

Spiegelglatt war das Parkett der prunkvollen Schlossräume. In Filzschuhen folgte die Besucherschar dem Führer, der den Moskowitzersaal und das Geburtszimmer Friedrichs I. zeigte. In der Gemäldegalerie waren Bilder von Corinth, Hals, Nolde und Liebermann zu sehen. Auf einer späteren Reise lernte ich in froher Gesellschaft das «Blutgericht», den stimmungsvollen Schlosskeller, kennen. Zum Verweilen lud der langgestreckte Schlossteich mit einem Gürtel schöner Grünanlagen ein.

Dann ein Labyrinth von Flussarmen und Hafengebäuden. Reger Verkehr, der sich vor einer hochgeklappten Brücke staut, bis der rauchende Schiffskamin vorüber war. Enggedrängte, hochgieblige Speicher. Alte Fachwerkbauten. Dachvorbau mit Seilrad. Lastkähne, Schlepper, deren Schrauben schmutziges Wasser aufrührten. Es tutete, rasselte, zischte. Mehl wurde verladen, auch Flachs und Holz.

Eine Verzweigung des Pregels im Stadttinnem. Mehrere Brücken, eine davon hiess Honigbrücke. Auf dieser, glaube ich, gelangte ich auf eine Insel, den sogenannten Kneiphof, eine der ursprünglichen drei Teilstädte Königsbergs. Hier erhob sich der fast speicherartige Backsteinbau des Doms mit achteckigem Turm. Und da gewahrte ich auch die Grabstätte von Immanuel Kant. An einer Aussenwand hinter einer Säulenreihe mit einfachem Gitter, kalt und schmucklos, der Steinsarg. Auf der anderen Seite des Platzes, wo im Schatten der Bäume Kinder spielten, stand ein ehrwürdiges altes Bauwerk: die schon im 16. Jahrhundert gegründete Universität. Im Dreissigjährigen Krieg soll es hier von Studenten aus ganz Deutschland gewimmelt haben. Gegenüber dem Kant-Grab eine Mauer mit der Aufschrift: «Schutzraum 75 Personen». Wozu denn nur? Fragte ich mich ... damals.

Ein Jahr später war ich, auf belebter Strasse, unversehens Zeuge eines Scharmützels zwischen Nazis und Kommunisten. Dann kam die Zeit, in der Hammer und Sichel ganz dem Hakenkreuz gewichen war. Auf dem Asphalt knarnten die Stiefel der SA. Aufsässige Hitlerjungen schwingen die Sammelbüchse. Irgendwo hinter dem Schloss das «Braune Haus». Ein Wald von Flaggen mit dem garstigen Kreuz. Marie Luise Kaschnitz, deren Mann bis 1937 Dozent der Archäologie in Königsberg war, schreibt (in «Orte») vom Tod eines Ägyptologen, einem Juden: «... wagten es nur noch wenige Kollegen, im Trauerzug mit auf den Friedhof zu gehen.»

Gold des Nordens

In Königsberg gab's ein Bernsteinmuseum. Prächtige Schaustücke regten mich an, zur Küste des Samlandes zu fahren. Von den Harzprodukten aus dem Tertiär sprach man im Altertum als vom «Gold des Nordens». Ich bewunderte honiggelbe Steine von verschiedener Form und Grösse, in denen fein säuberlich Nadeln, Blättchen, Käfer und Insekten aufbewahrt sind – als wären 50 Millionen Jahre ein Pappentiel.

Bernstein hat nichts mit Bern zu tun; er sollte eigentlich Brennstein heissen. Der Name des brennbaren Fossils kommt vom alten niederdeutschen Wort «bernen» (= brennen, engl. to burn). Wegen seines Glanzes spielte der Stein, als Symbol des Sonnenlichts, in antiken Sonnenkulten eine grosse Rolle. Echter Bernstein findet sich in Europa nur in der Gegend des Urstromtals der Eider (Eridanus) in Nordfriesland und vor allem in Ostpreußen. Ursprünglich aus dem Eidergebiet war er in die Megalithgräber der Jungsteinzeit gelangt, nach England, Irland und ans Mittelmeer. Pharaon Thutmosis III. (um 1500 v. Chr.) rühmte sich, 8'943 Pfund Bernstein aus «Ländern am Ende der Welt» erhalten zu haben. Auch die Phönizier, die Hethiter und die Assyrer kannten ihn. Homer lässt das kostbare Fossil neben Gold, Silber und Elfenbein im höchsten

Tempel glänzen. Die Griechen nannten den Edelstein aus dem Norden Elektron, wegen seiner geheimnisvollen Anziehungskraft auch Heilstein. Nero sandte sogar eine Expedition, um den Herkunftsort zu erkunden.

Mit viel Badevolk fuhr der Zug aus Königsberg nordwärts durch das grüne, wellige Samland, das in die 200 Kilometer breite Bucht zwischen Danzig und Memel vorspringt. Und jetzt: der lang erwartete Blick auf die Ostsee. Sie lag im Flirren des kurzen, intensiven Sommers. In Palmnicken stieg ich aus; der Ort rühmte sich, das einzige Bernsteinbergwerk der Welt zu besitzen. Bald fand ich die Gruben mit den bläulichen Lehmwänden, in die sich die Bagger frassen, um die gehärteten Harzrückstände untergegangener Nadelwälder zu bergen. Ein Arbeiter zeigte mir einen der «frischgeborenen» Harzbrocken, der von einer dunkeln Kruste überzogen war.

Was sich als leuchtende Kette am Hals einer Frau bewundern lässt, sah hier wesentlich prosaischer aus: Lehmklumpen, aus über fünf Meter dicken Schichten geschürft, in Rollwagen abtransportiert und in einer Halle von starken Wasserstrahlen gespült. Pro Kubikmeter werden durchschnittlich 1 bis 2 Kilo «Gold» herausgewaschen. Die Jahresproduktion im Samland betrug 400 bis 500 Tonnen Rohbernstein. Bestimmt ziehen jetzt die Sowjets, die seit 1945 über die reichen Vorkommen im Oblast Kaliningrad verfügen, nach Kräften Nutzen daraus.

Professor Andréé, der bis zum Untergang Königsbergs das Museum leitete, hat anhand von Depotfunden drei antike Bernsteinstrassen rekonstruiert. Sie führten nach Marseille, zur Po-Mündung und über Jugoslawien nach Griechenland. In Zürich kam im Herbst 1981 in einer Baugrube eine Dolchklinge mit goldgefasster Bernsteinperle aus der Frühbronzezeit zum Vorschein, vermutlich eine Grabbeigabe. An der Ostsee soll es einst dank dem Gold, das als Zahlungsmittel für den Bernstein diente, viele wohlhabende Bauern gegeben haben. Unter den Deutschrittern wurde unerlaubtes Sam-

meln durch Erhängen bestraft. Es gibt alte Landkarten, auf denen die Galgen noch angegeben sind.

«Bernsteinstrom par excellence»

Die Nehrungen – lange Sandbänder –, die beidseitig des ostpreußischen Samlandes in Fortsetzung der Küsten die Buchten abriegeln und so das Frische und das Kurische Haff bilden, sind durch Aufschüttung infolge regelmässiger Meeresströmungen von West nach Ost entstanden. Im Zusammenhang mit diesen Strömungen steht wahrscheinlich auch das erstaunliche Faktum, dass das fossile Harz weit ausgedehnter, versunkener Wälder auf so ausschliesslich engem Raum abgelagert wurde. Ein Zusammentreffen verschiedener Kräfte? Sicher ist die samländische Steilküste nicht die primäre Lagerstätte des Bernsteins. Noch im Altertum waren Ost- und Nordsee durch die Flüsse Schlei und Eider miteinander verbunden; diese heute unscheinbaren Gewässer bildeten damals ein breites Urstromtal, das für die antiken Völker, wie Jürgen Spanuth im «Mare Balticum 1979/80» ausführt, der «Bernsteinstrom par excellence» war, an dessen Ufern und Mündung das «leuchtende Geschenk der Götter» zuerst gefunden wurde.

Bei Baggerarbeiten an der Eider im Jahre 1968 kamen so grosse Mengen Bernstein ans Licht, dass hier ein wahrer Bernsteinrausch entstand. Nach den «Husumer Nachrichten» vom 12. Dezember 1968 hat ein Knabe aus Oldenswort für ein Stück 2'000 Mark erhalten. Aus Berichten aus dem Mittelalter geht hervor, dass die Harzsteine mit Zangen und Netzen oder durch Tauchen aus dem Meer «gefischt» wurden. Oft wurden sie bei Sturmfluten an Land gespült. Der bergmännische Abbau an der Samlandküste findet erst seit Ende des 18. Jahrhunderts statt.

Ordensspuren und Hitlerjugend

Rauschen hiess einer der Badeorte, die mit langem Sandstreifen zu Füüssen der steilen, zerklüfteten Bernsteinküste zum Geniessen der Sommertage einluden. Überwältigend war die Rundschau auf die Ostsee von der Höhe des Leuchtturms von Brüsterort aus. Dieser markiert die Nordwestecke des Samlandes, auf dessen Südseite, die ans Haff stösst, mich ausser stillen Fischerdörfern das Städtchen Fischhausen erneut mit den Ruinen einer Ordensburg überraschte. Bei Tenkitten erinnerte ein grosses Kreuz an den im Jahr 997 von den Prussen ermordeten heiligen Adalbert.

Nur einige Kilometer Bahnfahrt über die Frische Nehrung, und ich war in Pillau, dem Vortor des Hafens von Königsberg. Hier hatte Gustav Adolf 1626 erstmals mit seinem Heer deutschen Boden betreten. Von der durchbrochenen Nehrung führt eine 42 Kilometer lange, ins untiefe Haff gebaggerte Fahrinne (Königsberger Seekanal) zur Hauptstadt Ostpreußens. Möwengekreisch, vom Wind gestraffte Schiffsflaggen ferner Länder. Knarren von Ankerketten, aufgeregtes Tuten eines Lotsenkutters. Noch habe ich das Fernweltgeheul eines vom Pier sich lösenden Passagierdampfers im Ohr. Wer damals geahnt hätte, was aus Pillau werden würde!

Von der Bahnstation Mehlsack im Süden des Frischen Haffs aus wanderte ich mehrere Stunden durch reizvolles Hügelgelände zum märchenhaft schönen Renaissanceschloss Schlobitten, wo einst der Fürst Dohna gelebt hatte, und von da nordwärts zum Städtchen Mühlhausen. Hier steht (oder stand – Schlobitten ist 1945 bis auf die Aussenmauem niedergebrannt) eine der ältesten Landkirchen Ostpreußens. Dieses Kleinod eines Gotteshauses aus Feldsteinen barg zwei echte Cranach-Bilder. Von den Deutschrittern mitten im wilden Prussenland errichtet, hatte es, als Missionskirche, lange dem Donnergott Perkunos und anderen litauisch-prussischen Göttern getrotzt.

Meine Erinnerung an diesen Ort ist mit einer Gruppe der Hitlerjugend verbunden, flotten und hilfsbereiten Burschen, die die gut eingerichtete Jugendherberge fast ganz belegt hatten. Als ich am Morgen vom Waschen in den Schlaftsaal zurückkehrte, waren meine Schuhe blitzblank geputzt, die Woldecke schön zusammengelagt an ihrem Platz und das Jungvolk im Begriff, mit zackigem Gesang loszumarschieren. In mir blieb ein zwiespältiges Gefühl: Wie begeisterungsfähig und tatenfroh die Jugend doch ist, wenn ein Glaube sie erfüllt und ein Ziel sie bewegt! Aber – und dieses Aber verhärtete sich später in unheimlicher Weise – wie ahnungslos sich junge Menschen im Banne des Erlebnisses von Gemeinschaft als Instrument verworfensten Machtwahns missbrauchen lassen!

Auch den Disput mit dem Jugendleiter, einem ebenso freundlichen wie entschlossenen jungen Mann, sollte ich nicht vergessen. Er vertrat die Meinung, die geplagte deutsche Nation besitze ein heiliges Recht auf mehr Lebensraum im Osten. In Hitler und dessen Gefolgsleuten sah er eine neue Generation von Deutschrütern, und an ihrem Kreuzzug hätte auch die Schweiz teilnehmen sollen. Es sei ja, sagte er, ein Deutscher gewesen, der das schweizerische Nationalepos geschrieben habe, vergass aber beizufügen, dass Schiller den Stoff der Volksfreiheit nicht im grossen Deutschland, sondern im kleinen Alpenland hatte suchen müssen.

Damals – dies kommt mir auch wieder in Erinnerung – war ich stolz auf den Einfall, mit dem ich dem Jugendleiter heimgezahlt hatte. Jahrzehnte später, als ich mich mit Peter Wörster, einem Osteuropa-Experten des Herder-Instituts (von ihm wird später die Rede sein), über dieses Erlebnis unterhielt, begann ich es auch in anderem Lichte zu sehen. Für Schiller, bemerkte Wörster mit Recht, war der Teil-Stoff Reichsgeschichte. Deshalb sei die Äusserung des HJ-Leiters, Schiller habe das «ausländische» Nationalepos der Schweizer geschrieben, irreführend gewesen. Ebenso fragwürdig war folglich auch meine Umkehrung der Aussage des Deutschen: Schiller fand «in Deutschland» nicht den Stoff der

Volksfreiheit und musste ihn deshalb in der Schweiz, also gleichsam «im Ausland», holen.

Geschichte gründet auf Wahrheitssuche. Den alten Schweizern war es eine Selbstverständlichkeit, dem Reich anzugehören. Von diesem tatsächlich nach dem Schwabenkrieg und rechtlich unabhängig wurde unser Land erst 1648. Man hätte also dem jungen Hitler-Anhänger auch anders, ohne «Zurechtbiegung» der Geschichte, erwidern können.

Heimat eines Volksliedes

Am Flösschen Frisching lag, 20 Kilometer südlich von Königsberg, ein Kirchdorf, das in den dreissiger Jahren rund 800 Einwohner hatte. Ich lernte es als Bahnstation der Strecke Königsberg – Preussisch-Eylau kennen. Sein Name ist, nicht zuletzt dank einem schönen Pfarrerstöchterlein, durch ein Volkslied über alle deutschen Gaue bis zum fernen Alpenwall getragen worden. Tharau hiess das Dorf, und das strahlende Wesen aus Fleisch und Blut, das vor gut 300 Jahren dort aufgewachsen ist, hiess Ännchen – Ännchen von Tharau.

*Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.*

*Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb und in Schmerz.*

*Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.*

Die uns überlieferten Worte stammen von Johann Gottfried Herder. Ursprünglich war das Lied in samländischem Plattdeutsch gedichtet worden, wo es lautet:

*Anke van Tharaw öss, de my gefällt,
Se öss mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.*

*Anke van Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' on ön Schmart.*

*Anke van Tharaw mihn Rihkdom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloet.*

Nach etwas fragwürdiger Überlieferung wird das Lied dem Königsberger Barockdichter Simon Dach (1605-1659) zugeschrieben. Er-oder wer es auch war-soll es für einen Freund gedichtet haben, dem die Schöne aus Tharau keine Ruhe mehr liess. Ob der lyrische Liebesdienst von Erfolg gekrönt war, wissen wir nicht. Doch ist bekannt, dass Ännchen Pfarrfrau in Laukischken unweit des Kurischen Haffs wurde. Laut Tharauer Kirchenchronik hat Anna nach dem frühen Tod ihres ersten Mannes Portatius noch zweimal einen Pfarrer geheiratet.

«Übrigens habe ich im Pfarrhausgarten zu Tharau unter der Linde getafelt, die Anke von Tharau selbst noch gesetzt habe. Pfarrer Doskozil konnte aus seinem Archiv nachweisen, dass Simon Dach wirklich der Dichter war.» Das schreibt mir im Oktober 1982 der Berner Theologieprofessor Dr. Gottfried W. Locher, der 1930-32 in Königsberg studiert hat und den viele schöne Erinnerungen mit Ostpreußen verbinden.

Wir müssen leider annehmen, dass von Tharau nach dem russischen Sturm auf die Festung Königsberg (Ende Januar bis 9. April 1945) nicht viel übriggeblieben ist. Gäbe es im Westen noch Überlebende, dann wäre es ihnen verwehrt, hier auch nur nach dem Grab eines Sohnes, einer Tochter oder eines Ahnen zu suchen. Wohl umsonst zu suchen! Auch der altvertraute Name des Dorfes ist verschwunden. Schon seit über 35 Jahren. Der Ort, Sitz eines Dorfsowjets, heisst jetzt Vladimirov.

Und trotzdem: Scheinbar «entheimatet», lebt Tharau weiter. Auch bei uns in der Schweiz. Im alten deutschen Volkslied vom schönen Töchterlein aus der Gegend von Königsberg.

Auch in Memel wurde ich seinerzeit an die schöne Pfarrerstochter von Tharau erinnert. Hier stand vor dem Stadttheater ein Simon-Dach-Brunnen mit der zierlichen Ännchen-Figur des Berliner Bildhauers Alfred Kühne. Fast ein halbes Jahrhundert später las ich dann im «Memeler Dampfboot» vom Februar 1979 (eine «emigrierte Zeitung») u.a. Folgendes: «Ein alter Herr des Berg- und Hüttenmännischen Vereins, Lohmann, war als deutscher Kriegsgefangener in einem russischen Lager bei Tharau und ist überzeugt, das Memeler Ännchen im Strassengraben gesehen zu haben. In der Nähe habe sich eine Umladestation für Beutegut befunden, auf der auch Denkmäler als Altmaterial nach der Sowjetunion verladen wurden.»

Nordische Sahara

Sand, Sand – feingerippt, weich, warm. Die Sonne brannte, ein heftiger Wind kühlte das Gesicht und zauste an den Haaren. Hoch über mir ein paar rasch ziehende flaumige Wolken. Lange Zeit sah ich nichts als Sandwälle, vor, neben, hinter mir. Kahle, einsame Hügel, gleissend die einen, die andern kühl im Schatten. Einmal erhoben sich die Dünen, eine Schlucht bildend, zu einer scharf vom Himmelsblau sich abhebenden Gipfelkante. Welch Stille, Welch Erhabenheit einer scheinbar toten Natur! Ich dachte an südliche Regionen, an die Sahara und währte mich in einem Traum.

Als die Dünen «verebbten» und das Blickfeld öffneten, war mir zumute, als kehrte ich auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Zur Linken jetzt das flirrende Meer und zur Rechten das bräunlich schimmernde Brackwasser des Haffs, und weit drüben verdämmernde Buchten, mooriges Tiefland.

Die 100 Kilometer lange Kurische Nehrung bewältigte ich mit Hilfe eines platschvollen schnaubenden Dampfbootes, das zwischen Cranzbeek und Memel drei auf der Haffseite der Nehrung gelegene Fischer- und Feriendörfer aufsuchte. Das Haff, das nirgends tiefer als zehn Meter sein soll, ist dreimal so gross wie der Bodensee. Die Breite des in leichter Biegung nordwärts verlaufenden Landstreifens, der das Haff vom Meer trennt, wechselt zwischen 500 und 3'500 Metern. Das bis 80 Meter buchstäblich über dem Meeresspiegel sich erhebende «Sandgebirge» beherrscht mit seiner Höhe eindrucksvoll die sozusagen fortlaufend glatte Fläche des Meeres, des Haffs und der Tiefebene Nordostpreußens.

Schon früh sind auf der Nehrung, die nicht nur aus Dünen besteht, ein paar Siedlungen entstanden. Die Kuren, die ersten bekannten Bewohner, sind ein fast ausgestorbener baltischer Volkstamm. Einmal hörte ich zwei Fischer das uralte fremde Kurisch sprechen. Die Deutschstämmigen unterhielten sich in einer Art Platt, von dem ich nur Bruchstücke verstand.

Wundersamer Landstreifen

Während sich an der Bernsteinküste der Blick in ein tief versunkenes Erdzeitalter öffnet, ist es hier junges Erdzeitgeschehen, das sich verfolgen lässt. Noch sehe ich die halb im Sand versunkene Kiefer, die mit windzerfetzten Ästen gleichsam um Hilfe rief. Stellen mit reicher Vegetation muteten wie Oasen an. Die Wanderdünen jedoch mit ihrer unheimlichen Kraft ruhen nicht. Ihr Motor, der Wind, ist allgegenwärtig. Ich hörte von Siedlungen, die untergegangen sind, von einem Friedhof, in dem die Gebeine von den Winden freigeweht wurden ...

Auf der Kurischen Nehrung

ZiWj'M



Mancherorts zwar scheinen die Wanderdünen durch Anpflanzung von Strandhafer und Kieferwäldchen gezähmt. Rossitten, das mit seiner berühmten Vogelwarte und einer Segelflieferschule viele Besucher anlockte, Nidden und Schwarzort erweckten den Eindruck, hier hätte das Leben den Sand endgültig besiegt. Blumengärten, sattgrüner Rasen, kleine Täler und Mulden mit Wald und Heide, auch die prachtvolle blaue Stranddistel, überraschten das Auge. Hier hörte ich das sanfte Sausen des im Meerwind sich biegenden Dünengrases, dort das vom Rauschen des Meeres untermalte Geraune eines Kiefernwäldchens. Neben einem an Land gezogenen Boot, das nach Teer roch, stand ein lichter Birkenhain, dessen Stämmchen im Abendlicht erglühten. Tiefschwarz lag jetzt die entgegengesetzte flache Küste mit den südlichen Mündungsarmen der Memel da.

Wieder höre ich den Schrei einer wie im Sturzflug herabstechenden Möwe. Und sehe die alte, schilfgedeckte Fischerhütte mit den zum Trocknen aufgehängten Netzen. Im geschützten Haffwasser lag der Fischerkahn mit dem hohen, schmalen Rechtecksegel. Ob er noch lebt, der Gymnasiast aus Recklinghausen, der hier im Fischerhaus seine Ferien verbrachte? Auf einem Uferpfad Niddens hatte ich ihn um eine Auskunft gebeten und dank ihm dann auch die Bekanntschaft der rührend besorgten Fischerfamilie gemacht. Ich wurde mit geräucherter Flunder bewirtet und lernte den Plattfisch auch richtig begiessen, mit einem scharfen Hausgebräu. «Sie sollten uns einmal im Frühling besuchen», versetzte der gemütliche Fischer, «wenn die Wildgänse wieder in hellen Scharen anrücken und mit hartnäckigem Krachen das morsche Haffeis bricht».

Dank dem frohen Jüngling aus Westfalen lernte ich einige Sehenswürdigkeiten dieses eigenartigen Landstrichs kennen: die hohe Düne, das Tal des Schweigens, Niddens Italienblick. Und – Höhepunkt – das Elchrevier. Der Name des Gasthofes «Kurischer Elch» war nicht nur Attrappe. Der Ausflug und das lange Warten «in freier Wildbahn» lohnten sich. Mir stockte der Atem, als gross und

schwer zwei Schaufeltiere aus dem Wald heraustraten. Wahrhaftig – Elche! Uns überhaupt nicht beachtend, blieben die gewaltigen Tiere, in denen die Urzeit gegenwärtig schien, ruhig im Dünengras stehen, hielten Ausschau auf das Meer und verzogen sich gemächlichen Schritts.

Fest nahm ich mir vor, dieses Haffland später wieder aufzusuchen und gründlich kennenzulernen. Doch dann kam das Unheil und machte es zum Sperrgebiet.

Memel (Klaipeda)

Der Ostsee gaben die Sowjets den schönen Namen «Friedensmeer», was sie nicht hinderte, Pillau, jetzt Baltijsk, zum Heimathafen der grossen baltischen Rotbannerflotte auszubauen. Doch zurück in die Vorkriegszeit. Als Teil des Memellandes gehörte die nördliche Hälfte der Kurischen Nehrung, einschliesslich Niddens (litauisch Nida), zum Freistaat Litauen. Besonders in der Stadt Memel nahe der schmalen Öffnung des Haffs wurde wieder die Präsenz von Politik fühl- und sichtbar: litauische Flaggen und Uniformen, litauisches Geld, litauische Postmarken, zweisprachige Aufschriften, obschon das Land fast ganz deutschsprachig war. Ich erlebte das Selbstbewusstsein junger Amtspersonen. Ein Plakat forderte zum Besuch von «Kaunas, der provisorischen Hauptstadt Litauens» auf. Ein anderes empfahl in diesem von Deutschland zurückverlangten Landstrich eine öffentliche Kundgebung für die Befreiung der von Polen besetzten eigentlichen Hauptstadt Litauens Wilna.

«Das Memeler Dampfboot» (der Titel hatte es mir angetan) in der Westentasche, durchstreifte ich die Hafengegend. Das deutschsprachige Lokalblatt liess einen zwischen den Zeilen die Spannung spüren, die die Loslösung des Memellandes durch das Diktat von Versailles – eine Zeitlang gab es hier französische Besatzungstrup-

pen – und die nachfolgende Annexion durch litauische Freischärler geschaffen hatten. Man merkte Schritt auf Tritt, wie sehr in diesem Winkel Ostmitteleuropas noch alles in der Schwebe war. Wer aber hätte geahnt, was ein Dutzend von Jährchen alles an Umwälzungen bereithalten kann!

In der etwas eintönigen Hafenstadt fielen mir vor allem die Werften und eine riesige Zellulosefabrik auf. Hier erschien auch eine Tageszeitung für litauischsprachige Memelländer, die «Lietuwiszka Ceitunga». Das Tiefland an der untersten Memel, das ursprünglich von Kuren und Litauern bewohnt gewesen war, ist ebenfalls von Ordensleuten christianisiert und mit Hilfe norddeutscher Siedler kolonisiert worden. Doch das eigentliche Litauen, das erst im 15. Jahrhundert von Polen das katholische Glaubensbekenntnis übernahm, vermochten die Deutschritter nicht zu unterwerfen.

Zwischen den Weltkriegen hatte Memel, Litauens Tor zur Welt, 40'000 Einwohner. Heute bewohnen gegen 160'000 das stark industrialisierte, als Umschlags- und Kriegshafen dienende Klaipeda. Rund 90 Prozent der Memeldeutschen haben im Kriegswinter 1944/45 ihre Heimat verloren – durch Flucht oder Deportation. Heute wohnen in der Stadt gut 60 Prozent Litauer und über 30 Prozent Russen.

Der Name Klaipeda bedeutet im Kurisch-Lettischen so etwas wie «offener Fusspfad». Nicht vergessen habe ich den Namen des nördlichsten Dorfes des Memellandes: Nimmersatt! Die Geschichte der Stadt und ihres Hinterlandes im baltischen Spannungsfeld zwischen germanischen und slawischen Völkermassen ist sehr verwickelt. 1253 vom livländischen Schwertbrüderorden auf kurischem Boden gegründet, kam Memel bald an die Deutschritter und durch diese zu Preußen. Auch hier herrschten im Dreissigjährigen Krieg sechs Jahre lang die Schweden und von 1757 an (Siebenjähriger Krieg) sechs Jahre die Russen. Hitlers Drohgebärde erreichte, dass Litauen am 23. März 1939 das Memelland zurückgab. (Taktisches Wohlwollen der Sowjetunion hatte zuvor dem jungen Kleinstaat ein entschlossenes Auftreten gegen Deutschland und Polen er-

leichtert.) Am 28. Januar 1945 fiel Memel, stark zerstört, den Sowjets anheim.

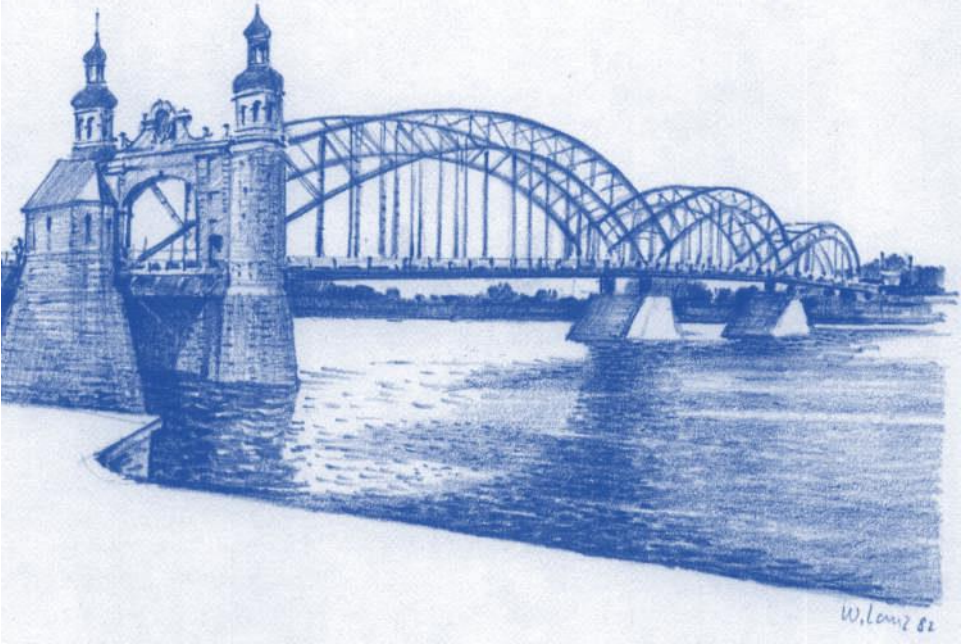
Tilsit

Rot prangte das galoppierende Pferd des litauischen Wappens auf dem uralten Dampfbiest. Und auf den Wagen der Strecke Memel – Tilsit stand «Lietuvos valstybes gelezinkeliai» — Litauische Staatsbahn. Nochmals der Backsteinbau einer Station mit zweisprachiger Aufschrift: Pagegiai – Pogegen. Dann eine lange Brücke über die ruhig ziehende Memel. Und jetzt, am linken Ufer des Stroms: Tilsit. In der – damals – östlichsten Stadt Deutschlands begrüßte mich die Frohnatur eines stämmigen Zöllners mit einem Hoch auf Wilhelm Teil.

Zu meiner Überraschung schien in dieser etwa 60'000 Einwohner zählenden Stadt der Käse, durch den sie weltbekannt geworden war, keine besondere Rolle zu spielen. Doch gab's da Werfthallen, riesige Zellstofffabriken, Brauereien. Auch eine Deutschordenskirche und ein barockes Rathaus. Kaum noch Spuren der einst mächtigen Ordensburg, die an einem befestigten Platz der Prussen errichtet worden war.

Noch ist mir der Zöllner von Tilsit so gegenwärtig, als wären 50 Jährchen nur ein Tag. Auch die Gaststätte – einige Tritte abwärts, Wände und Decke aus Holz –, in der ich nebst einem schäumenden Bier einer äusserst schmackhaften Gemüsesuppe den Garaus machte. Oder lag's mehr an meinem Wolfshunger, dass für mich Tilsit seit jenem Sommertag nicht mehr der Inbegriff einer Käsesorte, sondern der köstlichsten Gemüsesuppe ist? Der schlanke Rathhausturm am Schenkendorfplatz überragte die alten Bürgerhäuser. Auf den Spuren der Geschichte gelangte ich in

Tilsit: Luisenbrücke



die Mitte der stolzen Königin-Luise-Brücke. Unter mir jetzt die graugrünen Fluten des ruhig ziehenden Stroms. Dampf ahnte ich die rätselhafte Verbindung der Dimensionen des Raumes mit dem schwer fassbaren Walten der Zeit. Wenn man, dachte ich, aus dem Blick rückwärts in die Vergangenheit auf Künftiges schliessen könnte!

Der Strom entführte meine Gedanken – in Gegenrichtung – durch ganz Litauen in die geheimnisvoll lockenden Weiten Russlands. Doch dann hakten sie sich an historischen Daten fest. Napoleon, der 1812 mit seinem riesigen Völkerheer bei Kaunas den Njemen überschritt, hatte sich an einem Sommertag des Jahres 1807 hier inmitten desselben Stroms auf einem verankerten Floss befunden. Am 7. Juli war's, als er, auf dem Höhepunkt der Macht, mit Zar Alexander I. den Frieden von Tilsit vereinbarte. Auch Hitler und Stalin sollten keine 150 Jahre später einen unheilvollen Frieden schliessen. Freilich ohne sich in der Mitte eines Stromes auf einem Floss zu treffen.

Hinter dem rechten Ufer sah ich das weite Tiefland, in dem, einige Marschstunden entfernt, bereits jenseits der deutschen Grenze von 1914, auf altem litauischen Boden Tauroggen liegt. Ob sie noch steht, die Poscheruner Mühle bei Tauroggen, in der General Yorck von Wartenburg am 30. Dezember 1812 einen Waffenstillstand mit den Russen schloss und damit das Zeichen zur allgemeinen Erhebung gegen Napoleon gab?

«Entrissenes Land»

Voller Geheimnisse wie das unermüdliche Wasser in der Tiefe kam mir auch das fast menschenleere Nordufer mit der monotonen Ebene vor. Betriebsam dagegen hob sich das linke Ufer des Stromes ab. Dunkle Rauchfahnen, die der Wind von hohen Fabrikaminen trug, lasteten auf der Stadt. Und mit ihnen die Melancholie des unabsehbar weiten Grenzlandes.

«Halten Sie Ausschau auf unser Memelland?» sprach mich auf der Luisenbrücke jemand an. Der junge Herr, der in Königsberg Jura studierte, wettete über die Arroganz Litauens. Als Siebenjähriger hatte er im Sommer 1914 die schweren Wochen der Besetzung Tilsits durch die Russen erlebt. Hindenburg jedoch habe bei Tannenberg dem Iwan für alle Zeit die Lust vertrieben, Hand auf deutschen Boden zu legen. Der Student anbot sich, auf dieser historischen Brücke eine Aufnahme von mir zu machen. Auf der Hinterseite des Bildes, das er mir dann, getreu seinem Versprechen, in die Schweiz schickte, steht in zügiger Schrift: «Blick auf entrisse- nes Land».

Doch dann sollte sie kommen, die Zeit, in der Hitler – in den Augen vieler Deutschen – alles gutzumachen schien, bis der Rückzug aus Russland folgte und russische Bomben auch auf Tilsit fielen. Im Januar 1945 «befreiten die Sowjets», wie es in ihren Büchern steht, «die Stadt von den Faschisten» – von Menschen, denen Tilsit seit vielen Generationen Heimat gewesen. Wer beim Einzug der Roten Armee nicht geflüchtet war, wurde umgebracht oder verschleppt. Tilsit, wo es nach sowjetischer Quelle 1970 wieder 40'000 Einwohner (Neusiedler) gab, wurde in Sovjetsk umbenannt. Was nicht hindert, dass bei uns nach wie vor mit Tilsiter, und nicht mit Sovjetsker, gehandelt wird.

D-Zug nach Eydtkuhnen

Vor mir liegt eine Postkarte mit der Abbildung des langen, monumental anmutenden Aufnahmegebäudes des Hauptbahnhofes von Königsberg. Sie ist mit einer 15-Pfennig-Hindenburgmarke frankiert. Ich sandte die Karte aus Insterburg an meine Eltern in Bern. Am 3. August 1930, einem strahlenden Sonntag, von dem hier «vor allem» die Rede sei.

1930 war mein Reiseziel noch nicht Lettland, wo mein Grossonkel, schon zur Zarenzeit nach Russland ausgewandert, eine Käserei

betrieb. Die Reichsbahn-Freikarte, die ich meinem Vater verdankte, reichte bis Eydtkuhnen, dem östlichsten Grenzbahnhof Deutschlands.

Vom Bahnhof am Südrand der Metropole Ostpreußens aus blickte ich erwartungsvoll ins weit offene Land. Der Osten war's, der wie mit tausend Händen winkte. Jetzt liess ich Königsberg hinter mir, fuhr auf der Strecke, die mit unveränderter Normalspur über Kaunas bis Riga führte. Auf dieser ersten Reise durch Ostpreußen herrschte politisch scheinbar Windstille. Ich dachte nicht im leinsten an Veränderung, fragwürdige Zukunft, und doch war, von heute aus gesehen, die Mitte der «Friedenspause» zwischen den beiden Weltkriegen bereits überschritten. Ganz Auge und Ohr, stand ich am Fenster des Seitenganges und liess mir nichts entgehen, auch nicht das einsamste Wärterhäuschen, an dem sich der Lärm des Dampfzuges brach.

Nach einer guten Stunde tauchte der erste grosse Bahnhof auf: Insterburg. Schöne Bürgerhäuser, eine Ordensburg aus dem 14. Jahrhundert. Hätte an diesem strahlenden Augustsonntag jemand prophezeit, wie es hier, keine 20 Jahre später, aussehen würde, dann hätte man ihn für verrückt erklärt: russische Breitspurgleise, ein Bahnhofsschild mit der kyrillischen Aufschrift Cernjachovsk, monotone Kreishauptstadt mit berüchtigter psychiatrischer Heilanstalt. Nirgends ein deutsches Wort. Menschen, die nur russisch oder eine andere Sprache Osteuropas sprechen. Wahrhaftig alles verrückt.

Und weiter ging's. Ostwärts. Ob nicht doch die ungewohnte Grossräumigkeit dieses Landes, das Russlands Unergründlichkeit ahnen liess, ein Gefühl von Beklemmung oder Verlorenheit in mir weckte? Soweit das Auge reichte: Wiesen, Felder, Wälder. Offenes, stilles Land; viele Gutsbetriebe. Vom Goldgelb, Grün, Braun und Waldesdunkel hob sich das Rot vereinzelter Backsteinbauten ab. Tümpel mit Gänsen. Schwarz-weiße Kühe. Schattenstriche langer Alleen. Nicht selten Dachfirste mit nistenden Störchen. Vor einer Windmühle – gelassen kreisende Flügel – tummelten sich ein paar

Fohlen. Und über allem das ungetrübte Blau des Sommerhimmels.

Die Kleinstadt Gumbinnen, heute Gusev, war mir aus Kriegsberichten des Jahres 1914 bekannt. Mehrere Mühlen zeugten von reichem Getreidebau. Die Kleinbahn, in die ein Jäger mit Hund umstieg, fuhr ins Waldgebiet der Rominter Heide. Dann streiften wir – eine Station zeigte den weltbekannten Namen – das Gebiet des Trakehner Gestüts.

Nächster Halt: Stallupönen. Kleines Landstädtchen. Noch sehe ich den Beamten gelangweilt an der Sperre die Fahrkarten in Empfang nehmen. Stallupönen! Ein Name, der nicht schlecht zur Monotonie des Ortes passt. Zwei Jahre später sah ich in dieser Gegend vom D-Zug aus auf einer Wiese einen Pfahl mit grosser Tafel, auf der in beschwörendem Rot der Imperativ stand: «Gebt Hitler die Macht».

1938 wurde es (er hatte sie schon fünf Jahre) hier ungemütlich, als kurz vor Stallupönen ein Wehrmachts-Offizier die Türe aufriss und mit schnarrendem «Heil Hitler» das Abteil betrat. Als Erwiderung lag mir «Drei Liter» auf der Zunge. Aber ich beherrschte mich und sagte, gespielt ruhig: «Guten Abend». Was nun auch als Provokation empfunden wurde. Doch blieben mir unliebsame Konsequenzen erspart. Dank dem Schweizer Pass.

Im selben Jahr war Stallupönen, wie das Bahnhofsschild zeigte, in Ebenrode umbenannt worden. Gauleiter Koch hatte alle Ortsnamen, die ihre prussisch-litauische Herkunft verrieten, verdeutschen lassen. Bis zum Namen «Preußen» (keine Germanen!) freilich reichte die Logik von Kochs Sprachreinigung nicht. Und dann, keine acht Jahre später, war es hier mit der Vernichtung des gesamten Deutschtums auch um alle Ortsnamen geschehen. Aus Ebenrode wurde Nesterov und aus dem zu Eydtkau verkürzten Eydtkuhnen Tschernyshevskoe. Die 150 Kilometer östlich von Königsberg (Kaliningrad) gelegene kleine Grenzstadt war der Endpunkt meiner Fahrt im August 1930.

Liepona

Es gibt Träume, die Wirklichkeit werden, und es gibt Träume, die einst Wirklichkeit waren. Zu einem solchen – nostalgischen – Traum ist mir der kurze Aufenthalt in Eydtkuhnen geworden. Öde, trostlos verlassen die weiten Gleisanlagen. Dieser Bahnhof musste bessere Zeiten gekannt haben. Damals, als Deutschland noch ungeschmälert an Russland grenzte.

Ich gab den Rucksack ab und machte mich, völlig unbeschwert, auf den Weg ostwärts zur nahen Grenze, um jenseits etwas fremde, litauische Luft zu schnuppern. Von Litauen wusste ich damals nicht viel mehr, als dass dieser baltische Staat vor einem guten Jahrzehnt zusammen mit Lettland, Estland, Finnland und auch mit Polen von Russland unabhängig geworden war.

Auf der fast menschenleeren Strasse, die vom Bahngebäude leicht abwärts zu einer kleinen Brücke führte, setzte sich ein sonderbares Gefährt in Gang. Es war ein primitiver offener Wagen mit grossen Ballonreifen. Der bärtige Kerl, der mich mit immer bedrohlicheren Gesten vergeblich einlud, Platz zu nehmen, trieb schliesslich mit böse schnalzenden Lauten den kleinen struppigen Gaul zum Galopp an.

Rechts an der Strasse, nahe der Brücke, stand das deutsche Zollhaus. Der Beamte blätterte gutgelaunt in meinem Pass und entliess mich mit einem munteren «Urischwyzunterwalden». Wieviel doch ein wohlwollendes Wort vermag! Verschwunden das Gefühl der Einsamkeit, das mich an diesem verschlafenen Ort beschlichen hatte.

Jenseits der Brücke wehte die gelb-grün-rote Flagge des jungen Freistaates. Hier stand ein kleines Holzhaus mit einer Art Laube, in der, im Banne einer hübschen Besucherin, ein Mann mit glänzender Uniform sass. Und da kam ich, fremder Jüngling – Störenfried eines Sonntagsidylls –, so mir nichts dir nichts auf staubiger Strasse angeschlendert, um mich im nächsten litauischen Dorf etwas umzuschauen und umzuhören.

Der Beamte stellte sich vor mich hin und geruhte in meinem Pass zu blättern. Er schüttelte den Kopf, gab mir das Büchlein wortlos zurück und verwehrte mir mit respektheischender Gebärde den Weg in sein Land. Vergebliches Mühen, ihm verständlich zu machen – Deutsch verstand er nicht oder wollte er nicht verstehen –, für einen Schweizer sei Litauen nicht visumspflichtig.

Aber ich war nicht willens, einfach klein beizugeben. «Urischwyzunterwalden» dachte ich am westlichen Brückenende, schwenkte links ab und folgte auf einsamem Pfad dem von Büschen gesäumten Grenzflüsschen, um es an günstiger Stelle zu überspringen. Das nicht allzu breite Gewässer schlängelte sich durch stilles, einsames Land. Nach kaum einer Viertelstunde jedoch sah ich auf der anderen Seite ein Bajonett in der Sonne blitzen und gleich darauf hinter einer Lücke des Gesträuchs eine Zweierpatrouille vorüberziehen. Da war's um meinen Plan geschehen. Dennoch wanderte ich weiter südwärts, sah jenseits in einiger Entfernung den schlanken Kirchturm des «verbotenen» Dorfes aus dem Grün sich erheben. Und hörte auf einmal Stimmen, ein mit meinem Schritt immer lauter werdendes Durcheinander von Kinderstimmen. Ich kam zu einer Weitung des Flüsschens, wo eine Schar ausgelassenen Jungvolks sich im Wasser tollte. Wie gebannt blieb ich stehen, setzte mich ins Gras, sah und hörte.

Was mich seltsam betroffen machte – hier vergnügten sich Kinder wie überall –, war die völlig fremde Sprache, die inmitten der Ebene aus frohen Schreien und Redefetzen an mein Ohr schlug. Litauisch! Eine Sprache voller Wohlklang und Melodie. Laute, die vom Geheimnis einer fremden Welt erfüllt schienen. Ich lauschte wie verzaubert und verstand kein Wort. Hüben und drüben dieselben Wiesen und Felder, Büsche und Bäume unter demselben strahlenden Himmel. Nichts hätte hier auf eine



W. Lauer¹²

Trennungslinie, eine Staats- oder Völkergrenze schliessen lassen, wäre nicht die fremde Sprache der badenden Kinder gewesen.

Ein ostpreußischer Bauer im Sonntagskleid, der hier am östlichsten Rand Deutschlands (wo der heute liegt!) nach seinen Kornfeldern sah, gab mir Auskunft: «Dort drüben das litauische Dorf ist Kybartai. Und da das «Fließ» (so nannte er das Flüsschen) ist die Liepona.»

Ein Flüsschen mit Geschichte

Als ich ein Jahr danach und auf den späteren Reisen ins Baltikum fuhr, warf ich von der Bahnbrücke bei Eydtkuhnen aus stets einen Blick auf die Liepona. Aber dann kam der Krieg und machte allem ein Ende. Er brachte Ostpreußen die rote Kolonisierung, die gemäss ihrem totalitären Charakter auch dieses Grenzland in eine verbotene Zone verwandelte. Was nicht hindert, dass mir das unscheinbare Flüsschen, das «Fließ» zwischen Eydtkuhnen und Kybartai (der litauische Grenzbahnhof hiess Virbalis), mehr denn je gegenwärtig ist. Dank meiner Erinnerung an den 3. August 1930. Und dank der Erinnerung der Völker – der Geschichte.

Die Liepona, deren Ufer gegen Osten wie gegen Westen weit offen sind, bildete mit ihrer nördlichen Fortsetzung, Schirwindt und Scheschuppe, während Jahrhunderten eine der stabilsten Grenzen Osteuropas. Bis zu ihr reichte zuletzt die von den Deutschrütern kolonisierte Wildnis. Im 14., 15. und 16. Jahrhundert trennte das Flüsschen das östlichste deutsche Gebiet von dem Ostpreußen umfassenden litauisch-polnischen Grossreich. Als Grenzgewässer überlebte es eine Reihe von Landteilungen und Herrschaftswechseln und bildete dann, nachdem 1795 Litauen und Polen an Russland gefallen waren, die Grenze zwischen Preußen und dem Zarenreich bis zu dessen Untergang im Jahre 1917 und hierauf zwischen Deutschland (Ostpreußen) und dem 1940 von der Sowjetunion annektierten Freistaat Litauen.

Am 15. Juni 1940, einem Samstag, an dem Litauens Freiheit unter den Sowjetpanzern zerbrach, durchwatete in der Abenddämmerung der letzte litauische Staatspräsident, der 66jährige Antanas Smetona, das Flüsschen bei Kybartai, vielleicht gerade an der Stelle, wo mich zehn Jahre früher die badenden Kinder mit ihrer eigenartigen Sprache beeindruckt hatten. Nachdem Smetona mit dem Vorschlag, Widerstand zu leisten, im Ministerrat nicht durchgedrungen war, entschloss er sich zur Flucht über Kybartai in den Westen. Doch da der Arm Moskaus schon am Tag des Einmarsches bis zum geschilderten Grenzposten reichte, wurde ihm hier die Ausreise verwehrt, worauf der hochgebildete Staatsmann (er hatte die Werke Platons ins Litauische übersetzt) mit Hilfe eines Freundes aus Kybartai an günstiger Stelle die Liepona durchwatete und nach Eydtkuhnen gelangte. Noch galt offiziell der Stalin-Hitler-Pakt, doch lieferten die Deutschen Smetona wie viele andere Flüchtlinge nicht den Russen aus. Über Bern, wo sich der letzte Staatspräsident des freien Litauens einige Monate aufhielt, und Lissabon ist er schliesslich in die USA übersiedelt.

Auch die kleine Brücke und die beiden Grenzhäuser an der Liepona haben von der Geschichte ihren Teil abbekommen. Am Sonntag, dem 22. Juni 1941 früh war das friedlich plätschernde Gewässer Zeuge des losbrechenden Ansturms Nazideutschlands auf die Sowjetunion. Und im Oktober 1944 des deutschen Rückzugs vor dem unaufhaltsamen Vordringen der Roten Armee.

Jetzt ist das Flüsschen, weit hinter dem Eisernen Vorhang, immer noch Grenze – Scheingrenze zwischen dem zur RSFSR gehörenden Oblast Kaliningrad (Königsberg) und der Sowjetrepublik Litauen. Ob hüben oder drüben: oberste Befehlszentrale ist hier Moskau.

Andere Welt

Als mich bei Kybartai litauische Laute mit ihrer Fremdartigkeit überraschten, wusste ich noch nicht, dass dies Laute der ältesten noch lebenden indoeuropäischen Sprache waren. Aber nicht allein an der litauischen Sprache lag es, dass mir die Welt jenseits der Ostgrenze Ostpreußens völlig anders vorkam. Nie vergesse ich den Sommerabend, an dem ich erstmals – in einem Bummelzug – ins Innere Litauens fuhr, von Virbalis nach Kaunas. Ein schnaubendes Dampfbiest aus der Steinzeit der Eisenbahn, klobige Holzwagen mit Doppelfenster, Petrollampe und Spucknapf. Ich sass inmitten gemütlichen Bauernvolks, das sich «selbstverständlich» in einer Sprache unterhielt, von der ich nicht das Geringste verstand. Es roch nach Ackererde, säuerlichem Brot und Tabak. Dem struppigen Alten neben mir antwortete ich Berndeutsch, damit er merkte, warum ich auf ein Gespräch nicht eingehen konnte. Er hatte mir vermutlich erklären wollen, aus welchem Grund er den grossen, von Zuckungen heimgesuchten Papiersack so sorgsam mit seiner Rechten verschlossen hielt. Als ihm nach fast einer Stunde Wachsamkeit das Huhn losgackernd entwichte und wild flatternd durchs Fenster entkam, war der Fall klar.

Unabsehbar breitete sich die Ebene im Abendlicht aus. Eine Vielzahl von Streifen bebauten Landes. Ab und zu schob sich das Krummholz heimwärts zockelnder Bauern wagen ins Bild. Selten ein Dorf. Wie hingestreut zwischen Äckern, Wiesen und Getreidefeldern die geduckten Holzbauten der Einzelhöfe mit schräg zum Himmel zeigendem Brunnenbalken. Unvermittelt kreuzte ein ausgekarrierter Landweg das Gleis. Ein Halt. Der alte, verwaschene Bahnschuppen stand im Schatten des vom Stationsschild verkündeten klangvollen Ortsnamens. Im Unkraut des Nebengeleises schnüffelten Schweine. Ein naher Holzstapel schmeichelte der Nase mit Harzduft. Viel Platz im öden Dorf, gestampfte Erde, Sandboden mit einem Schöpfbrunnen. Eine ältere Frau, barfuss und mit

Kopftuch, balancierte, ein Tragholz auf den Schultern, zwei Kessel mit überschwappendem Wasser ihrem einfachen Bretterhaus zu.

Je näher wir der mächtigen Memelschleife von Kaunas kamen, desto feuriger schien die Glut, die der Trichterkamin zum Himmel stiess. Fasziniert von der urtümlich fremden Welt, schaute ich hinaus in die Ebene, die, immer mehr eindunkelnd, zusehends ein Raub der Nacht wurde.

Bei den «Hinterwäldlern»

Den krassen Unterschied von hüben und drüben im östlichsten Teil Deutschlands erlebte ich später auf Fahrten vom Memelland in das benachbarte Litauen. Hier acht Jahre Schulpflicht, drüben vier. Dieses Verhältnis, aus dem man nicht voreilige Schlüsse ziehen darf, führte in dem von Litauen annektierten Memelland zu Schwierigkeiten besonderer Art. «Solche Hinterwäldler wollen uns beherrschen!» wetterte ein aufgebrachter Memelländer. Urwüchsige litauische Bauern kamen nachts mit ihren einfachen Pferdewagen auf den Markt von Memel, um hier Gänse, Enten, Kopfsalat, Schwarzbrot und Beeren feilzuhalten. Frauen mit weissem Kopftuch, Männer in abgeschabtem Schafspelz.

Ich lernte einige ihrer Dörfer kennen. Ausschliesslich Holzbauten, viele alt und zerfallen an breiten, von Karrenspuren zerfurchten Strassen. Ein windschiefes Brettergebilde mit dem Abbild eines Stiefels, die Tür schief in den Angeln: Schuhgeschäft in Matschekiai. Zusammengebrochene Zäune, Tümpel. Schweine, im Unrat wühlend. Alles andere als das, was ich als Ordnung kannte. Und dennoch: diese Welt war beseelt, naturverbunden. Auf blitzblank getrimmt war da nichts. Und als ich dann die eher verschlossenen Bewohner dieses Landes näher kennenlernte, staunte ich über die künstlerische Begabung eines liebenswürdigen Bauernvolkes. Es überraschte einen nicht nur mit einem Kunsthandwerk, das in

prächtigen Töpfen, Holzschnitzereien, farbenfrohen Geweben und Trachten vielfältig zum Ausdruck kommt, sondern auch mit seinem ausserordentlich reichen Schatz an Volksliedern (Dainos), Sprüchen, Märchen und Sagen. Dass das alte, eigenständige Baltenvolk rein zivilisatorisch weit unter Deutschland stand, hatte zwei Gründe: Nie hatten die kolonisierenden Deutscher, die Ostpreußen geprägt haben, in der Wildnis Litauens richtig Fuss zu fassen vermocht, und von den Russen, die das Land von 1795 bis zum Ersten Weltkrieg beherrschten, wurde es als befestigtes Randgebiet bewusst vernachlässigt.

«Seltsame steile Dächer»

Rückständigkeit und Ursprünglichkeit des Bauern Volkes jenseits der ostpreußischen Grenze hinterliessen in mir einen tiefen, zwiespältigen Eindruck. Diesen Eindruck sah ich nach Jahren durch ein vielsagendes «Gegenbild» auf überraschende Weise bestätigt. In Solschenizyns Roman «August vierzehn», der das Debakel des Zarenheers bei Tannenberg und in Masuren zum Gegenstand hat, finden wir die folgenden Sätze:

«Deutschland zeigte sich als ein so ungewöhnliches, ein so besonderes Land, wie Jaroslaw es sich nach keinem illustrierten Buch hatte vorstellen können. Nicht nur die seltsamen steilen Dächer von der halben Höhe des Hauses, die beim ersten Blick fremdartig auffielen, sondern auch die Dörfer mit den zweistöckigen Backsteinhäusern! Gemauerte Ställe! Betonierte Brunnen! Elektrische Strassenbeleuchtung (sogar in Rostow gab es das nur auf wenigen Strassen)! Elektrische Leitungen in den Wirtschaftsgebäuden! Telefone! Ein heisser Tag und keine Fliegen und keine stinkenden Misthaufen! Nirgendwo liegt etwas herum, ist verschüttet, nachlässig hingeworfen – die preußischen Bauern werden doch nicht den Russen

zu Ehren extra aufgeräumt haben! Die bärtigen Bauern seiner Kompanie redeten darüber hin und her und kamen aus dem Staunen nicht heraus: Wie bringen die Deutschen es fertig, ihre Wirtschaft so zu besorgen, dass keine Spuren von Arbeit zu sehen sind und alles sofort fertig dasteht? Wie können sie in dieser Sauberkeit überhaupt leben, man weiss ja nicht, wo man hier seinen Kaftan hinschmeissen kann! Und bei diesem Reichtum konnte es den Wilhelm nach unserer russischen Armseligkeit gelüsten?»

Als gut 30 Jahre später Solschenizyn in der Schlacht um Königsberg als Sowjetoffizier eine Tapferkeitsauszeichnung erhielt (und bald darauf verhaftet wurde), haben die Rotarmisten, obschon jetzt im Siegestaumel, Ostpreußen kaum wesentlich anders erlebt.

Gumbinnen und die Pissa

Mit Gumbinnen und seinem Flüsschen, der Pissa, ist die Erinnerung an einen Stationsbeamten verbunden. Der stattliche Mann, etwa vierzig, hatte ein rundliches Gesicht, ein blondes Schnurrbärtchen und gütige Augen. Er freute sich kindlich, dass ein neugieriger junger Schweizer grossen Gefallen an seiner Heimat fand. Er lud mich zu einem Bier in die Bahnhofsgaststätte ein, und aus einem Glas wurden mehrere ... Wir kamen auch auf den Stadtfluss zu sprechen, der seinen Ursprung in der Gegend der deutsch-litauisch-polnischen Länderecke hat. In der Schule, schmunzelte der Ostpreuße, sei die Pissa ein Kichemame gewesen. Schon vor langer Zeit hätten sich Gumbinnens Stadtväter ermannt und mit der Bitte an den König Friedrich Wilhelm IV. gewendet, den anrühigen Namen abän-

Bauernhaus in Masuren



dern zu dürfen. Der König habe «einverstanden» an den Rand des Gesuchs geschrieben und als Vorschlag beigefügt: Urinoko. Fortan hätten sich die Gumbinner gehütet, über ihren ehrenwerten Fluss die Nase zu rümpfen.

Für meine Weiterreise ins Schlachtgebiet von Tannenberg schlug mir der gemütliche Ostpreuße einige lohnende Umwege vor. Er empfahl mir den Besuch der Rominter Heide, des herrlichen Jagdgebietes unweit der litauischen Grenze, und fügte mit ironischem Augenzwinkern bei, etwas weiter südöstlich könne ich, von Goldap aus, ohne Seil und Pickel Ostpreußens höchstes Gebirge besteigen, das sich bescheiden die «Seesker Berge» nennt, mit einer Höhe von sage und schreibe 309 Metern. Und wenn schon nicht diese Berge, dann sollte ich ganz bestimmt das nahe Schloss Beynahunnen aufsuchen. Später lernte ich dann weit westlicher im seengeschmückten Hügelland in der Nähe von Tannenberg die Kernsdorfer Höhe kennen, die mit 313m als «Himalaja» Ostpreußens galt.

Gott weiss, wie der liebe Gumbinner Reichsbahnbeamte dann mit Hitler, dem Krieg und mit dem Untergang Ostpreußens fertig wurde. Gumbinnen, schon im Oktober 1944 von der Roten Armee erobert, erhielt den Namen des Feldherren Gusev. Der Stadtfluss aber, an dem die Sowjets nichts Anrühiges fanden, heisst nach wie vor Pissa.

Beynahunnen

Beynahunnen liegt rund 30 km südlich von Gumbinnen. In hügeligem Gelände verliess ich die ins Masurengebiet fahrende Nebenbahn und erreichte das Schloss nach einer kurzen Wanderung. Der Besuch dieses Ortes hinterliess mir einen rätselhaft schönen und – nach soviel Jahren – traumhaft verwischten Eindruck. Der riesige Park war in eine geheimnisvolle Stille getaucht. Durch das Grün und Dunkel der alten Bäume blinkten vereinzelte Flecken von

Weiss – das Weiss von Mauern, die sich als langgestreckter klassizistischer Schlossbau entpuppten, in dessen Mitte ein stolzer Säulenportikus hervortrat.

Ein Gärtner sagte mir, ich könne mich da ruhig umsehen. Welch seltsame Welt! Ein Labyrinth von Blumenbeeten, Rasenflächen, Büschen, Hecken, lauschigen Winkeln, Tümpeln, Wasserläufen, Brücklein, im Wasser sich spiegelnden Baumgruppen. Auf einem Teich schwammen schwarze Schwäne, deren zorniger Schrei die Stille zerriss. Ein Treibhaus mit leuchtenden Blumen. Ein alter, etwas gebeugter Diensthote zeigte mir die Spuren von Granateinschlägen vom August 1914. Vor 16 Jahren! Wer hätte geahnt, was in wenig mehr als 14 Jahren hier geschehen würde! Der Willkürstrich, der heute quer durch Ostpreußen läuft, sollte Beynühren knapp dem verbotenen Sowjetgebiet zu weisen.

Was mich aber in Beynühren besonders überraschte, war etwas anderes als die Pracht des alten Feudalsitzes, des Parks und der Natur. Es war der Umstand, dass ich mich hier, inmitten des Wipfelmeeres nordischer Wälder, unvermittelt in die Antike versetzt sah.

Griechische und römische Statuen, Säulen, Kapitell- und andere Tempelüberreste schmückten den Park; im Garten stand sogar ein Tempelchen mit der Laokoon-Marmorgruppe. Das Schlossmuseum barg eine reiche Sammlung von Plastiken. Der reinste Götterbund. Nachbildungen und echte Stücke. Auch Gemälde der italienischen Renaissance. Wie all das hierher gelangt ist?

Etwas abseits des Gutes zeigte mir der alte Diensthote unter geheimnisvollen Anspielungen das Grab eines Schlossherren. Dieser sei es gewesen, der im letzten Jahrhundert die Antikensammlung anzulegen begonnen habe. Er sei, zum Kummer der Eltern, ganz aus der Art der Familie geschlagen, indem er nichts mit Militär, Gehorsam und Agrarwirtschaft zu tun haben wollte. Schliesslich habe ihn der Vater mit einem Freund nach Rom und Griechenland ziehen und auf seine Art das Gut bereichern lassen. Die alte, ge-

strenge Frau, die ich kurz zu Gesicht bekam, war anscheinend die Schlossherrin.

Noch sehe ich die Bäume des Parkes hinter mir ins Abendlicht tauchen. Ob die Russen, Tataren oder sonstigen Neusiedler, die jetzt in Beynahun hausen, mit den antiken Gegenständen etwas anzufangen wussten? Laut Gerüchten sind vereinzelte Stücke an verschiedenen Orten Russlands aufgetaucht, aber auch schon im Westen zum Kauf angeboten worden.

Abstecher ins Masurenland

Zum ostpreußischen Naturwunder der samländischen Küste, wo der aus der Tiefe von Jahrmillionen stammende Bernstein frei zutage tritt, und zum Wunder der Nehrung kam im Südosten des Landes ein drittes: die masurische Seenplatte. Bis hierher waren die Gletscher Skandinaviens vorgestossen. Ihre Hinterlassenschaft ist das reizvolle Labyrinth von Moränenhügeln, Schmelzwasserseen und – südlich des langgestreckten Höhenrückens – von ausgedehnten Sandflächen. Eismassen also waren es, die das im Vergleich zur Bernsteinepoche sehr junge Masurenland modelliert haben. Auch hier fehlt es nicht an Findlingsblöcken, Gastgeschenken aus nordischem Urgestein. Nicht alle verstecken sich in den tiefen Wäldern. Noch sehe ich ein kantiges Exemplar draussen vor der Samlandküste, umkränzt vom Gischt der Wellen.

Masuren: stets wechselndes Bild eines Zusammenspiels von sanften Hügeln, grünen Wiesentälern, riesigen Wäldern, unzähligen Seen mit schilfigem Ufergürtel, Äckern und leuchtenden Kornfeldern. Auch von Mooren, Bächen mit Weidenbüschen, sandigem Boden mit Heidekraut. Und von Buchten, Landzungen, Inselchen. Hoch am Himmel sah ich Sommerwolken ziehen. Als ich ausgestreckt am Waldrand im Grase lag und emporblickte, kamen sie mir wie das Schneegebirge dieses stillen, urtümlichen Landes vor. Die

Wolkenschatten, die über die schimmernde Fläche des nahen Sees zogen, gemahnten mich an das unaufhaltsame Gleiten der Zeit.

Die wenigen Ortschaften störten die Harmonie der Landschaft nicht im Geringsten. Auch hier waren Ordensburgen und Schlösser die Schwerpunkte der Besiedlung. Ein Glück, dass das Land nach dem letzten Krieg an Polen fiel und dadurch einigermassen zugänglich blieb.

«Angerburg, das malerische Ordensstädtchen», hiess es im deutschen Reiseprospekt. Seltsam berührte der Superlativ: «Unweit der Stadt der schönste aller deutschen Heldenfriedhöfe mit einzigartigem Ausblick auf die seenreiche masurische Landschaft». Kein Wunder, dass in einem solchen Seen-, Wald- und Moorgebiet im Sommer 1914 die schlecht geführten russischen Heeresmassen eine Cannae erlitten. Ganz anders im grauenhaften Winter 1944/45, als der Sturm, den SS-Schergen und deutsche Heeresteile in Polen und in der Sowjetunion entfacht hatten, erbarmungslos über Ostpreußen hereinbrach. Die russische Heeresmacht soll hier der deutschen zahlenmässig fast um das Zehnfache überlegen gewesen sein. Sozusagen die ganze Bevölkerung wurde das Opfer der den Rache- und Hassparolen Ilja Ehrenburgs folgenden Rotarmisten. Kaum ein Haus, in dem es nicht zu Plünderung, Vergewaltigung oder Mord kam; wem die Flucht in den Westen nicht gelang, dem wartete Vertreibung oder Deportation. Die sowjetische Vergeltung war von beispielloser Totalität; sie betraf die gesamte Bevölkerung – Männer, Frauen, Kinder.

Das originelle Bauern- und Fischervölklein der slawischen Masuren war – wohl wegen seiner langen Abgeschlossenheit in einer vom Verkehr vernachlässigten Randzone – rückständiger, wenn auch naturverbundener als die übrigen Bewohner Ostpreußens. Abenteuerliche Jagdge-

im Kreis Angerburg (Masuren)



schichten berichten von Bären und Wölfen, die bis ins 19. Jahrhundert das Land unsicher machten.

Noch sehe ich vor mir die Waldlichtung an einsamer Bucht. Hinter dem grünbemoosten Bretterzaun ein von der Last der Jahre in den Boden gedrücktes Blockhaus, umkräht, umgackert und umschnattert von Federvieh, in dessen Mitte zwei blonde Kinder mit pappigen Händen Schlammtürme bauten.

Dem lebensfrohen Naturell der Bewohner des masurischen Seenlandes schien eine Vorliebe für Tanz, Spass, Spiel und Scherzhaftigkeit zu entsprechen. Die Masuren sprechen einen mit deutschen Wörtern vermischten polnischen Dialekt. Durch die auch hier einst tonangebenden Deutschritter sind sie Lutheraner geworden. Man konnte nur als Aussenstehender erstaunt sein, dass sie sich an einem von den Siegermächten des Ersten Weltkrieges durchgeführten Plebiszit mit (bestimmt nicht manipulierten) 99,3 Prozent für Deutschland entschieden hatten. Eine grosse Rolle spielte bei diesem Entscheid die konfessionelle Orientierung. Seit etwa 400 Jahren war der Kontakt der Masuren mit den polnischen Herkunftsgebieten fast ganz abgerissen. Ein Kenner der Verhältnisse versicherte mir, dass die Bürger des liebenswürdigen Völkchens mit dem slawischen Dialekt (So zärtlich war Suleyken!) gute deutsche Patrioten gewesen seien. Ich wurde auch an das in Masuren populäre «Tatarenlied» aus dem 17. Jahrhundert erinnert. Das Masurenland war von im Solde Polens stehenden Tataren verwüstet worden. Es spricht auch für die deutsche Bevölkerung Ostpreußens, bei der sich die Masuren heimisch fühlten, dass viele der im Zweiten Weltkrieg hier in der Landwirtschaft eingesetzten französischen Kriegsgefangenen nach Möglichkeit den bedrängten und flüchtenden Familien beistanden und nicht zu den bolschewistischen «Befreiern» überliefen.

Schmant mit Glumse

Grosser Bahnknotenpunkt im südlichen Ostpreußen war Allenstein, das um 1930 rund 40'000 Einwohner zählte. Heute heisst die Stadt Olsztyn und hat, als Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum des polnischen Teils Ostpreußens, mehr als die doppelte Einwohnerzahl. Allenstein liegt im Süden des Ermland-Streifens, der sich bis zum Frischen Haff erstreckt. Das Ermland ist im Gegensatz zum übrigen Ostpreußen katholisch geblieben, da dessen Bischof sich von 1410-1772 der Oberhoheit des polnischen Königs freiwillig unterstellt hatte.

Die Stadt an der Alle wurde vom viereckigen Backsteinturm der gotischen St. Jakobi-Kirche und von der gewaltigen Ordensburg überragt, in deren Kreuzgang ich Zeichnungen von Kopernikus sah, der zur Zeit der Reformation hier einige Jahre als Statthalter gewirkt hatte. Anheimelnd waren die Laubengänge der alten Häuser am Markt. Hier soll ein Jäger von einem Dachfirst auf Napoleon angelegt haben, als der Korse auf dem Marktplatz Truppen inspizierte. Im letzten Augenblick habe jemand den Schuss verhindert, der den Lauf der Weltgeschichte hätte verändern können.

Ebenso gut wie an die klaren Augen des Leutnants erinnere ich mich an das Gespräch, das ich mit dem jungen Reichswehroffizier führte. Seinen Namen habe ich längst vergessen, doch weiss ich noch, dass er aus Königsberg stammte und sein Vater bei Verdun gefallen war. Gross war die Hitze des Augusttages und entsprechend unser Durst. «Ein Bier in Ehren», sagte der stämmige Ostpreuße, «aber darf ich den Schweizer mit einer durstlöschenden Spezialität meiner Heimat bekannt machen? Na also: Schmant mit Glumse.» Fremd wie der Doppelname war mir das «Getränk», das in einem Suppenteller aufgetragen wurde. Nach einigem Zögern rückte ich der weissen, säuerlichen Masse herzlich zu Leibe. «Ja – wirklich – erfrischend.» Es handelte sich um Sahne, die über ein

Stück Quark gegossen worden war. Unser Wort «Nidle» war dem Königsberger gleich neu wie mir die Wörter «Schmant» und «Glumse».

Doch jetzt von der Glumse, das heisst vom Quark, zur Reichswehr. Diese dürfe, bei freiwilligem Dienst, tatsächlich den Bestand von 100'000 Mann nicht übersteigen. «Wir haben», erklärte der Leutnant, «bei gebundenen Händen bloss eine Armee für den Hausgebrauch. Das wäre ganz in Ordnung, wenn auch die andern Länder...» Noch war Hitler keine erwähnenswerte politische Grösse.

Der deutsche Offizier wollte es zuerst nicht glauben, dass bei uns der Wehrmann Gewehr und Munition nach Hause nehmen darf. Ob so etwas nicht staatsgefährdend sei? Wir waren uns einig: kein Volk, auch nicht das deutsche, will Krieg führen. Darum, sagte er sehr überzeugend, sei es die dringlichste Aufgabe der Menschen aller Länder, dafür zu sorgen, dass es künftig keine Alleinherrscher und totalitären Mächte gebe, die das Volk hintergehen und ins Unglück stürzen können. Etwas, das dann ausgerechnet mit Deutschland geschehen sollte.

Als ich kürzlich Lew Kopelews Kriegsschilderungen aus Ostpreußen las – im Buch «Aufbewahren für alle Zeit!» –, sah ich mich wieder, das Ticken eines Telegraphen im Ohr, an jenem friedlichen Sommertag im Bahnhof von Allenstein auf den Zug nach Hohenstein (Tannenberg) warten. Kopelew, jetzt aus der Sowjetunion ausgebürgert, war Major einer sowjetischen Propagandaeinheit, die Ende Januar 1945 mit der Armee des Marschalls Rokossowskij von Polen her die deutsche Grenze überschritt: «Am Abend kamen wir nach Allenstein. Die Stadt war fast kampflös in unsere Hand gefallen. Für alle so überraschend, dass, als die Kosaken des Generals Oslikowskij schon den Bahnhof besetzt hatten, noch etwa anderthalb bis zwei Stunden die fahrplanmässigen Züge aus Königsberg, Johannisburg und Lyck einliefen: Militärzüge, Güterzüge, Personenzüge voller Flüchtlinge. Ein sowjetischer Offizier sass im Dienstraum, die MP auf dem Tisch, rauchte und kämpfte völlig übermüdet gegen den Schlaf. Der deutsche Fahrdienstleiter, halbtot

vor Schreck und Scham, gab mechanisch seine gewohnten, dem Fahrplan entsprechenden Anweisungen.»

Winterabend. Der Bahnhof eine Flüchtlingsfalle, ein Inferno. Bremsgekreische, gellende Pfliffe, Dampfgezisch einfahrender Züge. Schüsse, Geheul, Todesschreie. Von Iija Ehrenburgs Hass-tiraden aufgestachelte Soldaten fallen wie wilde Tier über die wehrlosen Flüchtlinge und ihr Gepäck her.

Tannenberg

Im selben Buch schreibt Kopelew: «Das Mausoleum – stilisiert als mittelalterliche Festung – galt als Symbol des deutschen Sieges im Sommer 1914. Man hatte es auf eben der Anhöhe errichtet, von der aus Hindenburg die entscheidenden Kämpfe gegen das Armeekorps Samsonow befehligt hatte. Schon vor Beginn unserer Offensive war ich ganz entschieden der Ansicht gewesen, dass diese steingewordene Eiterbeule deutschen Hochmuts unbedingt vernichtet werden müsse.»

Kopelew brauchte mit seiner Einheit den Vormarsch nordwärts gegen Allenstein beim Monument nicht zu unterbrechen, da es schon gesprengt worden war – von den Deutschen selber. Nicht im Traume hätte ich an eine solche Wendung gedacht, als ich, knapp 15 Jahre früher, nach kurzer Fahrt mit der Nebenbahn von Allenstein aus das stille Landstädtchen Hohenstein erreichte. Von hier pilgerte ich auf staubiger Strasse auf eine sanfte Anhöhe, und da tauchte ein riesiger Mauerkranz auf, der sich mit acht Türmen kraftvoll vom blauen Himmel abhob. Die Umfassungsmauer bildete ein Achteck. In der Mitte jeder Mauerseite stand ein mächtiger viereckiger Turm. Ich muss es gestehen, ich war sehr beeindruckt



vom monumentalen Schlachtdenkmal, das in der kahlen Umgebung düster, beinahe unheimlich wirkte. Unbarmherzig brannte die Sonne auf das burgähnliche Backsteinbauwerk.

Durch das Tor des Eingangsturms gelangte ich in den sogenannten Ehrenhof. In den Nischen der Bogenhallen im Gemäuer erinnerten Standbilder und Schrifttafeln an die an der Schlacht bei Tannenberg beteiligten Regimenter. Auf einem Sockel breitete der stilisierte deutsche Adler stolz die Flügel aus. Noch war der als grosser Sieger geehrte (und dann 1934 gestorbene) Hindenburg hier nicht beigesetzt.

Von der Aussichtsterrasse eines der Türme überblickte man einen grossen Teil des Schlachtgeländes. Still lag das weite wellige Land mit seinen Wäldern, Wiesen, Kornfeldern und Seen in der Sonne. Hoher Himmel, ferner Horizont – eine Welt, die nichts als Frieden zu kennen schien. Und doch! Orientierungstafeln gaben Aufschluss über die Umfassungsschlacht, die hier, östlich des nahen Dorfes Tannenberg, in den letzten Augusttagen 1914 getobt hatte. Zahlenmässig stark überlegene russische Heeresmacht war, von Ost und Süd, nach Ostpreußen hereingeflutet. Deutsche Truppenteile, die der Njemen-Armee Rennenkampf bei Gumbinnen gegenüberstanden, lösten sich, unter Zurücklassung schwacher Täuschungskräfte, von den Russen und fielen der Narew-Armee Samsonows, die von Süden gegen Allenstein vorgestossen war, in den Rücken. In drei Tagen wurde der eiserne Ring um die Narew-Armee geschlossen. Nach deren Untergang erlitt auch die Njemen-Armee an den Masurischen Seen eine vernichtende Niederlage. Generalfeldmarschall von Hindenburg, der spätere (von Hitler abgelöste) Reichspräsident, und Stabschef Ludendorff galten fortan als die Erretter Ostpreußens, als die Helden der durch überlegene Führung gewonnenen Schlacht von Tannenberg.

Auch das Schweizer Fähnchen

Deutsche Nationalisten betrachteten Tannenberg 1914 auch als Antwort auf Tannenberg 1410, das unter dem Namen Grunwald in der polnischen und litauischen Geschichte einen Ehrenplatz einnimmt. Die grossen Helden der ersten Schlacht bei Tannenberg (Grunwald) waren die litauischen Grossfürsten Jagiella und Vytautas, der das litauische Reich bis zum Schwarzen Meer ausdehnte. Unter den wehenden Bannern der Ritterheere, die da in ferner Zeit zwischen Wäldern und Seen aufeinanderprallten, hätte man das Schweizer Fähnchen erkennen können. Auch Ritterschaft aus den acht eidgenössischen Orten gehörte zum Deutschordensheer, das mutig kämpfend dem weit grösseren polnisch-litauischen Heer unterlag. Der Zürcher Peter von Breiten-Landenberg muss, als Anführer einer Abteilung, einer der Schweizer Teilnehmer gewesen sein. Vermutlich nahm auch der Komtur von Köniz, Herman von Erlach, an der Schlacht teil, die den Niedergang des Deutschen Ordens einleiten sollte. Drei Grossneffen des bekannten Landkomturs Peter von Stoffeln, allerdings eines Schwaben, der eine Zeitlang Komtur zu Sumiswald war, kamen als Deutschordensritter in Ostpreußen um.

Laut Konrad Justingers Schlachtbericht in der 1420 geschriebenen «Berner Stadtchronik» waren es 200'000 Mann, «die da war- end halb heiden», die gegen den Orden kämpften. Sie glos wie die Schweizer bei Tannenberg blieben dann auch einige tausend polnische Bogenschützen, die bei Murten auf der Seite Karls des Kühnen standen. Die Bemerkung «halb heiden» ist eine Anspielung auf die sehr spät christianisierten Litauer, während die Zahl 200'000 weit übertrieben ist. Sie trifft ungefähr auf die 1914 in Ostpreußen eingefallenen Russen zu.

Ein Denk-Mal

Unweit des Tannenberg-Denkmal stieß ich auf zahlreiche deutsche und russische Soldatenfriedhöfe. Die Russenkreuze fielen durch ihren zweiten, schrägen Querbalken auf. Auf einem mit Blumen geschmückten Grab stand geschrieben:

Hier ruhen 200 unbekannte russische
Krieger
† im August 1914
Ein Heiligtum sei uns der tapfern Krieger letzte Habe,
der Blumenstrauß an ihrem stillen Grabe.

Still waren sie, die Gräber, und still war das Land, auf dem die Schatten länger wurden. Die da ruhen, wo sind sie daheim gewesen? Wo trauert jemand um sie? Hier Russen, dort Deutsche – in derselben Erde, unter demselben Abendhimmel. Vereint im Tod. Warum mussten sie Feinde, warum musste Krieg sein? Lauter Fragen, auf die ich keine Antwort fand.

Noch sehe ich ihn, den Landarbeiter, der an jenem weit zurückliegenden Sommerabend mit der Hacke auf der Schulter von einem Acker kam. Er mochte gegen fünfzig Jahre alt sein, war aber schon gebeugt von der Bürde seines Lebens; einer der unzähligen Namenlosen, die still und getreu ihre Pflicht tun. Meine Frage nach dem Weg zurück nach Hohenstein brachte ein vorerst etwas stockendes Gespräch in Gang. Vermutlich war es mein Interesse für ihn und seine Heimat, das dem eher verschlossenen Ostpreußen die Zunge löste. Etwas Fremdes – ob's am Einfluss der slawischen Nachbarschaft lag? – war seinem breiten, gedehnten Hochdeutsch eigen.

Der Mann hatte kein linkes Auge mehr. «Da kommen Sie aber von weither, um unser Denkmal zu sehen», sagte er in leicht verwundertem Ton, zeigte auf die grosse Narbe, die die Stelle seines verlorenen Auges einnahm, und fügte bei: «Ich trage es mit mir herum, das Denk-Mal der Schlacht. War Infanterist. Wurde getroffen. Von einem Granatsplitter. Bei Ortelsburg.»

Hinter einer Bodenwelle leuchteten die oberen Teile der acht Vierecktürme rot im Abendlicht. Und nicht etwa bitter, eher resigniert bemerkte der Ostpreuße: «Vielleicht sind Sie noch zu jung, um mich zu verstehen. Aberglauben Sie es mir: Aus grossen Denkmalbauten mache ich mir ebensowenig wie aus grossen Reden. Was helfen gewonnene Schlachten, wenn man den Krieg verliert? Und überhaupt: Was hilft er denen, die ihn gewinnen?»

Das sprach ein vom Krieg gezeichneter Landarbeiter im August 1930, als die Hälfte der «Friedenspause» zwischen den beiden Weltkriegen bereits überschritten war. Die «steingewordene Eiterbeule deutschen Hochmuts», wie Kopelew geschrieben hat, lag schon zu Beginn des Jahres 1945 in Trümmern. Doch erheben sich längst wieder neue monumentale Helden- und Siegesgedenkstätten, in Ostberlin, in Kaliningrad genauso wie in der Sowjetunion. Steingewordene Eiterbeulen neuen Hochmuts?

Altes Deutschordensland

Nomen est omen

Ortsnamen sind Geschichtsträger. In einem gewissen Sinn prägen auch sie das Bild einer Landschaft. Die ostpreußischen Ortsnamen bestehen nur noch auf alten Landkarten, in Büchern und in der Erinnerung von Flüchtlingen und Vertriebenen. Auf meinen Fahrten und Wanderungen durch Ostpreußen habe ich Dutzende davon notiert: vertraute, fremdartige, absonderliche, auch erheiternde. Die Beschäftigung mit ihnen führte mich auf den Weg rückwärts – in die Vergangenheit.

Vor allem im Westen Ostpreußens herrschten rein deutsche Namen vor, Namen wie Blankenburg, Mühlhausen, Osterode. Sie stammten von Kolonisten, die mit den Deutschrittern aus Mittel- und Norddeutschland gekommen waren und den Städtchen, die sie im Schutz einer Ordensburg gründeten, Namen aus ihrer Heimat gaben. In Masuren war es der deutschpolnische Mischdialekt, der in vielen Ortsbezeichnungen zum Ausdruck kam. Ich denke an Rudczanny, Czymochen, Marggrabowa... Am rätselhaftesten schien mir die dritte, vor allem im Nordosten verbreitet gewesene Namensgruppe, die, scheinbar deutsch, den fremden Sprachklang eines früheren Volksstammes ahnen liess: Tollmingkehmen, Mallwischken, Trappönen. Pillkallen zum Beispiel ist auf die litauischen Wörter «pilis» (= Schloss) und «kalnas» (= Berg) zurückzuführen. Die kleine Stadt wurde im Jahr 1938 von den Nazis in Schlossberg umgetauft. Die Sowjets wollten dann weder vom Schloss noch vom Berg des nahe der litauischen Grenze gelegenen Ortes etwas wissen; sie gaben ihm den finsternen, beinahe drohend klingenden Namen Dobrovol'sk.

Seien sie prussischer, litauischer, polnischer oder deutscher Herkunft, ich nehme mir die Freiheit, einen Teil des reichen Flors der gesammelten ostpreußischen Ortsnamen assoziativ zu bündeln:

*Trankwitz, Vierbrüderkrug, Sausgarten.
Prostken, Prost und Kutzen
in Arys Kessel. Punkt.*

Von Plampert nach Bladiau.

*Wiebs und Brüsterort.
Katriginkeiten:
Küssen, Wabbeln, Tutteln,
Warnaschein, Baltruschelen.*

Abschrey.

*Von Mauen über Puspern nach Gartenpungel,
Gross-Aschnaggern und Judtschen.
Barten, Drengfurt, Zimmerbude.*

*Auch Mehlsack, Rucken, Faulen, Karkeln.
Dann Kakschen und Pissnitzen,
Dumbeln und Nassen –
Liegetrocken.*

*Von Wöterkeim nach Katzenduden.
Machenguth.
Skaisgirren und Pudelkeim.*

*Tutschen und Spirokeln
in Jurgaitschen.*

«Aeesti», Germanen und Balten

Mehrmals hörte ich das Argument, die Aneignung Ostpreußens durch die Russen sei rechtens, weil es sich um altes slawisches Gebiet handle. Das Argument ist absolut falsch. Von 1757 an (Siebenjähriger Krieg) wurde Ostpreußen während sechs Jahren von der Zarenarmee besetzt gehalten, im Ersten Weltkrieg während einiger Wochen.

In seiner Studie «Ostpreußens Vorgeschichte, sprachlich beleuchtet» weist Alfred Senn überzeugend nach, dass schon vor Beginn unserer Zeitrechnung ostpreußisches Gebiet von Germanen besiedelt war. Senn ist ein bekannter amerikanischer Philologe schweizerischer Herkunft, ein Baltist, der ein litauisches Wörterbuch schaffen half. Aufgrund von Namensforschung (alte deutsche Wörter im Finnischen!) und von Funden belegt er enge Beziehungen zwischen den Weichselgoten und den Finnen, deren Siedlungsraum einst bis ins Bernsteinland gereicht hat. Samland – Samier – Suomi! Damit ist auch das Rätsel gelöst, wer die von Tacitus in der «Germania» erwähnten «Aeesti» eigentlich waren. Bekanntlich sind die an den Finnischen Meerbusen zurückgedrängten Esten Stammesbrüder der Finnen. In einem nordlettischen Fischerdorf war ich, schon etwas gewöhnt an den Klang des Lettischen, sehr überrascht, die Einwohner eine völlig fremde Sprache sprechen zu hören. An der Küste hier lebten in den dreissiger Jahren noch einige tausend Liven, die auch finnische Stammesbrüder sind (oder waren).

Durch die Erforschung von Orts- und Flurnamen hat Alfred Senn ebenfalls nachgewiesen, dass die baltischen Stämme (Litauer, Letten, Kuren, Prussen) ursprünglich nicht an der Ostsee, sondern südöstlich davon lebten. Westlich von Moskau z.B. waren viele ehemals litauische Ortsnamen festzustellen. Am weitesten nach Westen schoben sich die Prussen vor, die dann teils von Litauern «überlagert» wurden. Die Prussen, die sich selber Prusai nannten, müssen ein zähes, durch eigenwillige Gauverbände gespaltenes

Volk gewesen sein. Als Vieh- und Bienenzüchter, Jäger und Fischer lebten sie inmitten der grossen Wäldungen Ostpreußens. Beherrscht von den Geistern und Göttern einer zähen Naturreligion, denen sie unter geheiligten Bäumen huldigten, setzten sie den hartnäckigen Deutschrütern während vieler Jahre den härtesten Widerstand entgegen.

Die völlige Unterwerfung der Prussen gelang dem Orden erst 1283 mit Hilfe König Ottokars von Böhmen. Ihm zur Ehre wurde Königsberg gegründet. Eine Begegnung der Welt der Ordensritter mit derjenigen der untergehenden heidnischen Prussen schildert Agnes Miegel in ihrem bedeutendsten Prosawerk «Die Fahrt der sieben Ordensbrüder». Nach ihrer Unterwerfung und Einordnung in den Ordensstaat verschmolzen die Prussen, die Landbewohner geblieben waren, allmählich mit den deutschen Neusiedlern. Das Erlöschen der baltischen Sprache der Prussen war ein Prozess, der bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts anhielt. Doch ist Prussisch nicht ganz verloren, da es aus dem 16. Jahrhundert zwei Übersetzungen des Katechismus in die altpreußische Sprache gibt; diese Übersetzungen führten zur Schaffung einer Grammatik und eines Lexikons der prussischen Sprache. Sieben Wörter mögen deren nahe Verwandtschaft mit dem Litauischen bezeugen:

	<i>prussisch</i>	<i>litauisch</i>
<i>Gott</i>	<i>deywis</i>	<i>diewas</i>
<i>Schwester</i>	<i>swestro</i>	<i>sesuo</i>
<i>Bruder</i>	<i>brati</i>	<i>brolis</i>
<i>Zahn</i>	<i>dantis</i>	<i>dantis</i>
<i>Mehl</i>	<i>meltan</i>	<i>miltai</i>
<i>Birke</i>	<i>berse</i>	<i>berschas</i>
<i>Bernstein</i>	<i>gentarn</i>	<i>gintaras</i>

Ausgerechnet der Name «Preußen», Inbegriff deutschen Schneids, ist seiner Herkunft nach nicht deutsch. Der Name der

verschwundenen Prussen ist auf ihre germanischen Unterwerfer übergegangen. Ein postumer Fluch?

Die Ostpreußen – ein eigener Menschenschlag

Durch den Übertritt des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg zur Reformation wurde aus dem Ordensstaat zunächst ein Herzogtum Preußen. Deutsche Feudalherren, Bauern und Handwerker gewannen bald die Oberhand. Das Kunterbunt der Ortsnamen war das Resultat der Vermischung prussischer, litauischer (der Nordteil Ostpreußens hiess Preußisch-Litauen), deutscher und am Südrand polnischer Sprachelemente. Auf grossen Gutsbetrieben entstanden Schlösser, die an Glanz miteinander wetteiferten und bis ins frühe 20. Jahrhundert Mittelpunkt wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Lebens waren. Eine ausgeprägte Adelskultur trieb ihre schönen und weniger schönen Blüten. Hoch im Kurs standen Militarismus und Patriotismus. Fleiss und Disziplin machten aus dem Bauernland eine Kornkammer, aus der freilich zeitweise durch Pest und Kriegszüge ein Hungerland wurde. Im 17. Jahrhundert: Einfälle der Schweden und der Tataren. Diese verwüsteten im Oktober 1656 weite Gebiete, erschlugen über 10'000 Menschen und verschleppten 31'000 als Sklaven. Das 18. Jahrhundert brachte die Pest, die ganze Landstriche entvölkerte, und den Siebenjährigen Krieg mit dem Einmarsch der Russen. Kurz nach 1800 folgten die Verheerungen durch die Napoleonischen Kriege. Dann grosser Aufschwung bis zum Ersten Weltkrieg. Und zum Schluss: 20 Jahre «Nachsommer» einer abgetrennten Provinz.

Von Rektor A. Ambrassat in Wehlau (heute Znamensk) erschien 1896 das Werk «Die Provinz Ostpreußen, Bilder aus der Geographie, Geschichte und Sage unserer Heimatprovinz». Darin steht der aufschlussreiche Satz: «Trotzdem unsere Bevölkerung aus den verschiedensten Stämmen des deutschen Volkes hervorgegangen ist,

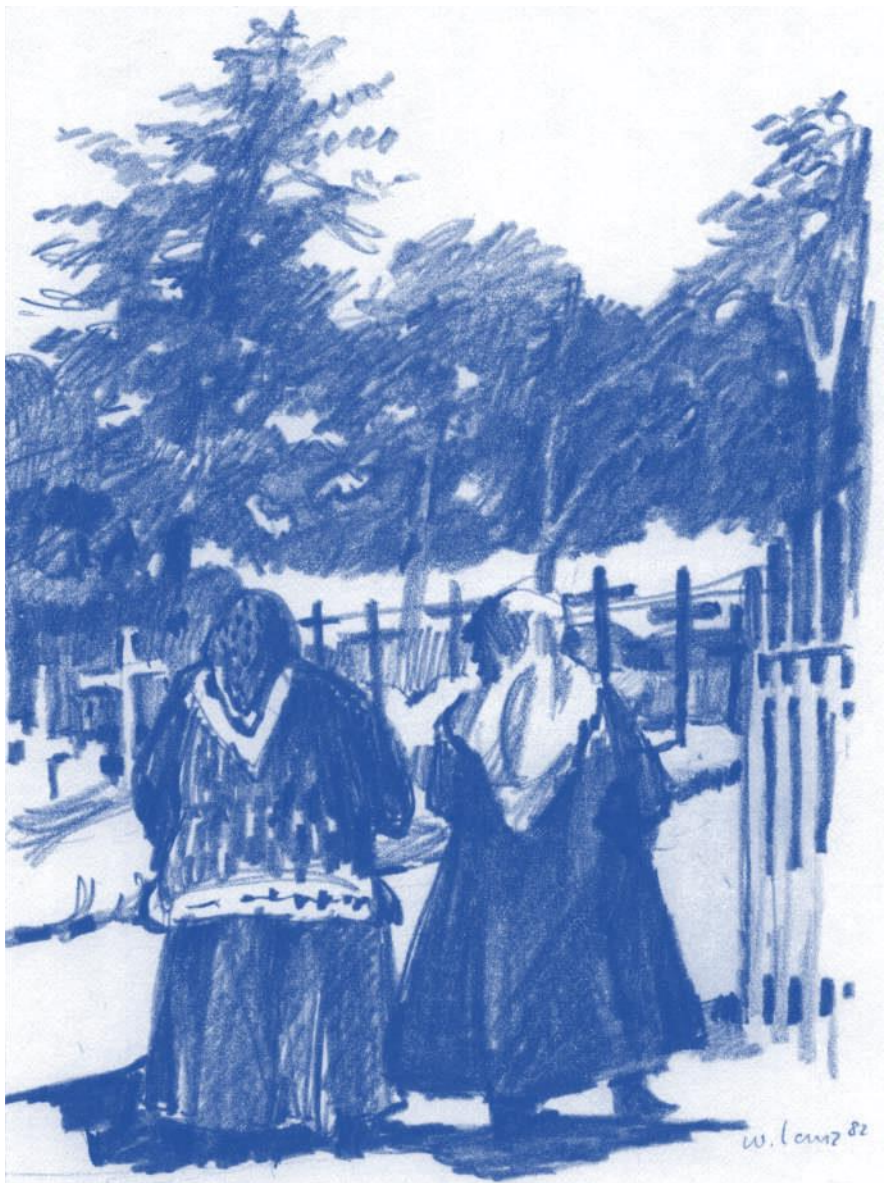
die sich allerdings vielfach mit den alten Preußen, Litauern und Polen und untereinander vermischt haben, so ist bei aller ursprünglichen Verschiedenheit im Laufe der Jahre beim Kampf ums Dasein und in dem gemeinsamen Ertragen schwerer Zeiten gewissermassen *ein* Menschenschlag geworden.» Ambrassat schildert den Ostpreußen als «nicht von grosser Beweglichkeit des Geistes und Gemütes». Doch sei er zäh, gradlinig und zuverlässig, im Amte äusserst gewissenhaft; kein Freund grosser Worte, dem Fremden gegenüber verschlossen. Er hänge am alten; Staat und König könnten auf ihn zählen. Ein hohes Selbstgefühl und starkes Nationalbewusstsein zeichneten ihn aus. Interessant ist, dass 1920 in freier Abstimmung slawische Randgebiete sich fast hundertprozentig für Ostpreußen entschieden haben.

Genauere Zahlen verdanken wir dem Rektor aus Wehlau. Sie beziehen sich auf das Jahr 1890. Litauer, die am längsten an ihren Eigentümlichkeiten festhielten, lebten 118'090 in Ostpreußen. Masuren gab es damals 326'696 und Deutsch sprechende Bewohner 1'511'234 – mit dem deutschen Orden oder später aus dem Reich Eingewanderte. Gross muss, was schon aus vielen Familiennamen hervorgeht, der Anteil der einge-deutschten Prussen gewesen sein.

Kolonisten aus der Schweiz

Als ich durch Ostpreußen reiste, hatte ich keine Ahnung, dass in den weitverstreuten Dörfern und Weilern der Ebene um Insterburg und Gumbinnen Nachkommen zahlreicher Schweizer Familien lebten. Die Beschäftigung mit den Landsleuten, von denen viele Generationen das heute verbotene Land bewohnt haben, hat mich in Bibliotheken und Archive geführt.

Gang zum Friedhof (Kurische Nehrung) ►



w. l. 82

Die Pest, die von 1708 bis 1711 Ostpreußen heimsuchte, soll von 600'000 Einwohnern etwa die Hälfte dahingerafft haben; besonders gross waren die Verluste in den Ämtern Insterburg, Ragnit, Tilsit und Memel. Durch kluge und grosszügige Einwanderungsmassnahmen vermochten König Friedrich L und sein Sohn Friedrich Wilhelm I. die Menschenverluste wieder auszugleichen. Die Entvölkerung, der ganze Dörfer zum Opfer gefallen waren, wurde mit Kolonisten aus Litauen, Polen, aus der Pfalz, aus Salzburg, durch Hugenotten und nicht zuletzt durch Einwanderer aus der Schweiz wettgemacht.

Was die vor rund 270 Jahren ins östliche Preußen ausgewanderten Schweizer betrifft: Welches waren ihre Motive und die Umstände ihres Exodus? Woher kamen sie? Welches war, nach so mühsamer Reise, ihr Schicksal in völlig fremder Umgebung, am Rande Russlands? Antworten fand ich in Horst Kenkels Publikation «Französische Schweizer und Réfugiés» (Sonderheft des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen, Hamburg 1970), einer Auswertung des Nachlasses von Bernhard Haagen, einem 1930 in Berlin verstorbenen Theologen und Philologen, dem Auszüge aus ostpreußischen Kirchenbüchern und Listen von Kolonisten zur Verfügung standen. Die Studie von Fritz Schütz «Französische Namen in Ostpreußen aus der Zeit der Schweizer Kolonien» (Ostpreußischer Heimatverlag Gumbinnen) betont ausser wirtschaftlichen und sprachlichen auch nationale Aspekte. Im «Neuen Berner Taschenbuch 1912» befasst sich Prof. Maire aus Berlin mit «Rück- und Weiterwanderungen von Schweizern, die im 18. Jahrhundert nach Preußen übergesiedelt sind». Im Beitrag «Schweizer Kolonisten» (Anzeiger für Schweizer Geschichte, 1896) wartet der Berner Historiker Gustav Tobler mit der Angabe zahlreicher Namen und Ortschaften auf. Sicher leben heimgekehrte Nachkommen unserer Ostpreußen-Kolonisten in der Schweiz – Zeugen des tragischen Untergangs ihrer zweiten Heimat!

«Zu Tausenden zählender Strom»

Die Aufrufe des Preußenkönigs zur Einwanderung fanden bei uns grossen Widerhall. Noch gehörte die Schweiz zu den armen Ländern. Wegen Übervölkerung, Missernten, fehlender Bodenschätze herrschte vielerorts wirtschaftliche Not. Neben dieser – dem Hauptmotiv – gab es Fälle, wo Glaubensgründe (z.B. mangelnde Toleranz gegenüber Pietisten), Wander- und Abenteuerlust der Antrieb waren. Auf das Gerücht hin, in Ostpreußen sei Land zu günstigen Bedingungen zu haben, machten sich schon 1710 mehrere Gruppen, vor allem französische Schweizer, auf den Weg. Der Hauptharst zog 1712 aus.

Ausgangsgebiete waren das mit Preußen verbundene Neuenburg, das Amt Yverdon, die Grafschaft Valangin, der reformierte Berner Jura, der deutschsprachige Kanton Bern, Glarus, Toggenburg, Appenzell, Graubünden. Familien aus Moudon, Yverdon und Romainmôtier (damals war die Waadt noch Bernisch) sind in den ostpreussischen Kirchenbüchern als «aus dem Kanton Bern stammend» angegeben! Die an Zahl geringeren deutschsprachigen Familien schlossen sich meist den französischsprachigen an. Nach Prof. Maire soll ein «zu Tausenden zählender Strom» in Richtung Preußen entstanden sein. Nicht wenige sind auf der beschwerlichen Reise beraubt worden oder/und umgekommen. Von Berlin führte der Weg, zwecks Weiterreise zur See, oft nach Lübeck.

Unter den Auswanderern, von denen die Mehrzahl habe lesen und schreiben können, hätten sich auch schlimme Elemente befunden; die Ansiedlungskommission in Berlin habe sie nach Möglichkeit zurückgewiesen. Noch existieren Bittschriften von Abgewiesenen an den König, dessen landesväterliches Herz und wahrhaft königliche Gesinnung gelobt wurden. Mit den Schweizern sei er, nach seinen eigenen Worten, «nicht wenig embarassiert gewesen». Graf Alexander von Dohna, von dem es heisst, er habe die Schwei-

zer wie ein Vater geliebt, sprach auch von solchen, die man unmöglich auf ausgestorbenen Bauernstätten habe ansiedeln können. Andererseits gab es viele tüchtige Leute, die mit der vollen Unterstützung des «Kolonistenvaters» Dohna rechnen konnten. (Ein Nachkomme von ihm, Graf Heinrich Dohna-Schlobitten, wurde wegen Beteiligung am Komplott gegen Hitler 1944 hingerichtet.) Unter König Friedrich Wilhelm I., der das Kolonisationswerk seines 1713 verstorbenen Vaters mit Energie fortsetzte, wurde – so Horst Kenkel – Ostpreußen die ertragreichste Provinz des Königreichs. Sehr willkommen waren, ausser Landwirten, tüchtige Handwerker.

Bei der Ankunft der ersten Neusiedler war die Pest noch nicht ganz abgeklungen, so dass es auch unter den Schweizern Opfer gab. Mit der Zeit wurden aus einigen Ortschaften inmitten guten Ackerlandes richtige Schweizer Dörfer. Zwar sei in der Insterburger- und Gumbinnengegend die Fluktuation anfangs sehr gross gewesen. Manche Schweizer wanderten weiter – in die Bezirke Pillkallen, Ragnit, Tilsit, Trakehnen, Goldap ... Auch nach Litauen und Kurland. Ebenfalls kam es zu Rückwanderungen in die Schweiz. Denn nicht alle vermochten sich mit den Eigenarten der neuen Heimat abzufinden. Die weite Ebene, das rauhe Klima, die fremde Umgebung, das Leben unter strengen Lutheranern und der angeborene Freiheitssinn der Eingewanderten in einem Land, das noch Frondienst und Leibeigenschaft kannte, stellten Schwierigkeiten dar, die dem meist nicht ausbleibenden Heimweh kräftig Nahrung gaben. Graf von Dohna musste Streitigkeiten mit Eingessessenen schlichten, die glaubten, die Schweizer seien wirtschaftlich bevorzugt. Freilich wurden die Kolonisten vielfach – auch nach den Rechtsvorschriften – bessergestellt, so dass der König schon befürchtet haben soll, sich einen «Staat im Staate» grosszuziehen. 1722 kam es zu einem Scharwerkstreit (Streit um Fronarbeit) mit dem König. Häufig blieb der erste Wohnort nicht der letzte. Richtig Fuss fasste erst die zweite Generation, nachdem sich das Umsiedlungswerk einigermaßen eingespielt hatte.

Als Friedrich der Grosse 1739 das Land besuchte, habe der grosse Teil der Schweizer französisch gesprochen. Interessant ist die Feststellung, dass schon um die nächste Jahrhundertwende auf dem Land die französische Sprache kaum mehr zu hören war. 1803 ist in Gumbinnen die französische Kirchgemeinde in der deutsch-reformierten aufgegangen.

Namen und Schicksale

Die Schweizer Kolonisten sorgten in Gumbinnen, Insterburg, Judtschen und Sadweitschen für eine eigene Kirche. Ausser eigenen Schulzen hatten sie in den zahlreichen Dörfern ihrer Kirchspiele auch eigene Schulmeister. Judtschen (heute Veselovka) im Kreis Gumbinnen wurde 1938 in Kanthausen umbenannt. Immanuel Kant war hier in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Haushofmeister tätig. Im Kirchenbuch von Judtschen ist er als Taufpate des 1748 geborenen David Perrenoud vermerkt, dessen Vater, aus La Sagne stammend, Pächter auf einem Gut des Grafen Dönhoff in Beynunden war.

Haagen benutzte ausser den Büchern der Schweizer Kirchgemeinden die Staatsarchive von Königsberg, Insterburg, Berlin, der Hofkammer Preußens, das Schlobitter Hausarchiv usw. Über einzelne Familien gaben das Staatsarchiv Neuenburg und die Schweizer Dr. Clottu (St.-Blaise) und Pfarrer Gobat (Orvin) zusätzlich Auskunft. Die Zahl der Kolonisten ist wegen der Weiter- und Rückwanderungen und der Verheiratung mit Angehörigen anderer Nationalitäten schwer zu bestimmen, jedenfalls ging sie in die Tausende. Einmal hat eine Gruppe von 700 Familien den Weg nach Ostpreußen angetreten. Allein in Buszedszen und Umgebung sollen sich 800 Personen niedergelassen haben. Gustav Tobler schreibt, dass im Jahre 1710 Jean Favre und J. Barbes und zwei Jahre danach 50 Personen einzig aus Boudry nach Preußen gezogen seien. Ans bequeme Bahnfahren gewöhnt, können wir uns die Be-

schwerlichkeit einer längeren Landreise mit Kind und Kegel in früheren Zeiten bei schlechten Wegen und grosser Unsicherheit kaum richtig vorstellen.

Nicht einfach ist es mit der Schreibung der französischen Familiennamen. Meist frei nach dem Gehör festgehalten und der deutschen Orthographie angepasst, sind sie uns in verstümmelter Form überliefert. Aus einem Huguenin in Schwirrgallen wurde ein Uguenin, aus einem anderen ein Ugnay. De la Chaux wurde zu Laschau. Johannes Klein hiess ein einstiger Petitjean. Ein Dikomeit war ein verlitauerter Ducommun.

Henkels Schrift überliefert uns eine lange Reihe von Familiennamen. Orte, Namen, Schicksale – versunken im Dunkel von zweieinhalb Jahrhunderten! Hier eine kleine Auswahl von Auswanderern, die vorwiegend aus der Herrschaft Neuenburg und den Tälern des Berner Jura (Reformation!) stammten.

Jean Louis Bonjour aus Lignières war 1736 auf den Gütern des Grafen Dönhoff Schäfer. *Joseph Voucher* (Corcelles) bewirtschaftete 1720 zwei Huben in Buszedszen. Im Jahr 1755 verheiratete sich in Gumbinnen einer von mehreren Robert aus Le Locle, ein *Jean Pierre Robert*, mit der Litauerin Stawienietzkatis. Ein Namensvetter hingegen entlief im Scharwerkstreit nach Polen.

Von mehreren *Courvoisier* (Sorvilier) war Jean Louis Weber in Matzutkehmen und David am selben Ort Lehrer. Eine Witwe aus dem Geschlecht der *Perret* von St. Imier heiratete den Litauer Donelaitis.

Jean Pierre Bandelier aus dem Münstertal war 1752 Tabakpflanzer in Guddatschen. Ein Adam Bandelier ist in einem Teich ertrunken. *Jean Pierre Capitaine* aus Roches (eines von 10 Kindern) war Bauer, Schulmeister und Perückenmacher in einem. *Jean Jacques Roches* starb kurz nach der Ankunft 1710 an der Pest. Die *Lardon* aus Court waren als Bauern, Tabakpflanzer und Wollarbeiter tätig. Einer hatte 11 Kinder. Prof. Maire bemerkt, dass es besonders unter

den Tabakpflanzern unstete Elemente gegeben habe. Von *Jean Tanner* aus Ringoldingen im Simmental wissen wir, dass er sich 1740 in Gumbinnen mit Marie Girod verheiratet hat.

In einem 1932 in Tilsit erschienenen Werk des Litauers Vyduenas über 700jährige deutsch-litauische Beziehungen lesen wir: «Die Schweizer wurden dann auch von vornherein von den übrigen Bauern und Kolonisten bevorzugt. Zu bemerken ist jedoch, dass sie den Tabak in unseren Strichen anzubauen anfangen und so der unsauberen Gewohnheit des Rauchens Vorschub geleistet haben.» Von Tilsit aus, dem einstigen Hauptsitz der litauischen Freiheitsbewegung, wurden zur Zarenzeit verbotene Schriften und Bücher nach Russland geschmuggelt.

Wie Fritz Schütz berichtet, haben die Schweizer Kolonisten in Ostpreußen einiges zur Verbesserung von Gewerbe und Landwirtschaft beigetragen. In seiner Schrift, die 1933 in Gumbinnen erschien, schreibt er, sie komme «im Jahr des Aufbruchs» heraus. («Jahr des Bruchs» hiesse es besser). «Die Verschmelzung französischer und deutscher Schweizerstämme» habe in Ostpreußen «das ihre zur Schaffung *eines* Volkes von deutscher Gesinnung und Tatkraft beigetragen.»

Fritz Schütz (ein Schweizer?) nennt gegen 100 Schweizer Familien, die im Jahr 1933 immer noch in Ostpreußen lebten. Einige davon sind (Vorfahren 1712 ausgewandert): Bandelier aus Some-tan, Borel (Couvet), Calame (Le Locle), Courvoisier (Sorvilier), de la Chaux (Travers), Favre (Cormoret, Boudry, Noiraigue, Clamé), Gobât (Crémines), Grosjean (Plagne), Huguenin (Le Locle), Lardon (Court), Marchand (Roches), Pernoud (La Sagne), Perret (St. Imier), Renaud (Tramelan), Vaucher (Corcelles). Was inzwischen aus diesen Nachkommen einstiger Auswanderer geworden ist? Sicher ist, dass sie ihre zweite Heimat haben aufgeben müssen. Ob sie sich vor dem Ansturm der Roten Armee in ihre ursprüngliche Heimat abzusetzen vermochten?

Auf Deutschschweizer-Namen bin ich bei meinen Nachforschungen nur ausnahmsweise gestossen. Doch müssen solche in

Ostpreußen, wo «Schweizer» eine Berufsbezeichnung für Viehhalter, Melker usw. war, ebenfalls recht gut vertreten gewesen sein. Nach der Publikation der Arbeit «Vergessenes Land» im Berner «Bund» schrieb mir der Burgerschreiber Feller von Strättligen, einem historisch bedeutsamen, 1920 in der Einwohnergemeinde Thun aufgegangenen Dorf im Südwesten der Oberländer Metropole, dass einst Leute aus seiner Gegend nach Ostpreußen ausgewandert und dort u.a. als Melker tätig gewesen sind. Die von ihm genannten Namen, über die er etwas zu vernehmen hoffte, habe ich leider nicht gefunden. Es handelt sich um die alten Strättlinger Geschlechter Bläuer, Favri, Feller, Hänni, Kissling, Mann, Meyer, Schneider, Straubhaar, Wenger, Weideli, Illien, denen das rührende Interesse des Burgerschreibers Feller gilt. Ob ihnen, im Zusammenhang mit Ostpreußen, ein Leser dieser Zeilen begegnet ist?

Ein Pastor namens Donelaitis

*Früher kannten wir Litauer wenig uns in der Welt aus,
Dachten vielmehr, dass alleine der Schweizer und auch der Fran-
zose
Mit seinen neumodschen Lehren die Welt zu verwirren verstünde,
Dass die Deutschen zu stehlen, fluchen sich nicht einmal schämen.
Sieh, aber auch unter Litauern kommt es jetzt ebenso oft vor,
Dass mancher Litauer Stänkerer durch sein gottloses Schwätzen
Für unser Litauen und uns Litauer nur eine Schmach ist.*

Es gibt Dichterwerke, die getreuer als alles andere Art und Wesen eines Volkes wiedergeben. Lange nach meinen Reisen durch Ostpreußen machte ich einen guten Fund: Das aus dem Litauischen übersetzte Epos in Hexametern «Die Jahreszeiten» des preußisch-

litauischen Pastors Kristijonas Donelaitis. Donelaitis war 1714 bei Gumbinnen als Sohn eines Freibauern geboren, der sehr früh eine Witwe mit sieben Kindern hinterliess, studierte als Stipendiat in Königsberg Theologie und wirkte von 1743 bis zu seinem Tod im Jahre 1780 als lutherischer Pfarrer (das eigentliche Litauen ist streng katholisch) im altlitauischen Dorf Tollmingkehmen, 15 km westlich der litauischen Grenze. Rein zur Freude dichtete er; schrieb selbst einfache Mitteilungen in Hexametern. Sein erst spät entdecktes Werk «Metai» (Die Jahreszeiten), eine Art litauischer «Bauernspiegel», ist, obschon bei uns wenig bekannt, als Werk der Weltliteratur in viele Sprachen übersetzt. Ausser Litauisch, Altgriechisch, Latein verstand Donelaitis auch die Sprache der deutschen Kolonisten. Ohne je seine Heimat zu verlassen, lernte er Schweizer und Franzosen kennen, tagtäglich aus nächster Nähe!

Da Donelaitis seine Verse nicht veröffentlichte, nimmt man an, dass es Gelegenheitsdichtungen zur Unterweisung seiner Gemeindeglieder waren. In der Zeit des Rationalismus und der Aufklärung gehörten selbst allgemein-menschliche, ja sogar praktische handwerkliche und landwirtschaftliche Anweisungen zur Predigt!

Obige Verse, die am Schluss des Kapitels «Herbstfulle» stehen, lassen darauf schliessen, dass der litauische Dorfpfarrer im fernen Ostpreußen das Seelenheil seiner rückständigen Landsleute vom Einfluss der fortschrittlicheren Schweizer, Franzosen und Deutschen bedroht glaubte. Schon damals: ein West-Ost-Problem – ein Problem der Sitten. Ein kleiner Ausschnitt aus dem Kapitel «Sommermühen»:

*Und was wird, wenn die Zeit zum Spinnen und Weben gekommen,
Euer Flachs aber drauss auf dem Felde noch liegen geblieben?
Ach, wohin seid ihr geschwunden, ihr unsere ehrwerten Zeiten,*

*Da die Litauer Frauen noch deutsche Kleider nicht trugen
Und sie die deutschen Worte noch nicht zu sprechen verstanden!
Aber damit nicht genug, dass sie deutsch zuweilen sich putzen,
Nein, sie verfielen auch auf das Französischparlieren.
Und bei solchem Gebabbel vergessen sie ganz ihre Arbeit.*

Rührend ist die Sorge des litauischen «Gotthelf» (der in Versen schrieb) um seine bedrohte Muttersprache. Und was für eine ehrwürdige Sprache! Ist Sprache doch für jedes Volk ein unschätzbare göttliches Geschenk, das es erst zu reichem, geistigem Leben erhebt. König Friedrich Wilhelm I., der – im Gegensatz zum Feudaladel – nach Kräften mit den Schulen auch die litauische Sprache förderte, liess 1755 eine Bibel in der litauischen Sprache drucken.

Wenn Donelaitis, wie in den folgenden Versen aus «Metai», von Herren und Bauern (die er auch nicht schont) schreibt, dann ist zu bedenken, dass es sich bei seinen Bauern meist um Leibeigene, Geschundene handelt und bei den Herren um Gutsbesitzer, Ausbeuter. Schwarzweiss-Malerei und Übertreibungen sind ihm nicht fremd.

«Ach», sprach darauf Paikzentis, des Bleberis' Knecht, des erfahrenen:

*Lieber, denke nur nicht, dass nur unsre halbwüchsgen Herren
Auf den Gastmählern toll, wie wild mit den Jungfrauen tanzen,
Dann, ganz blindlings, knallvoll, den Bauern Schande nur antun;
Nein, viele Bauern selbst schämen sich auch nicht, ihnen zu gleichen.*

*Denn sie meinen, stets ehrenwert sei, was die Herren verehren,
Dass auch stets klug sei, was diese gedankenlos plappernd so
schwätzen.*

*Herrntrottel gibt's viele, die täglich, die Arme in Ruhe, Kaviar fressen und allerlei ekle fremdländische Frösche, Wenn sie sich satt gefressen, von fremden Weinen besoffen! Dann bemogeln sogleich sie einander mit Kartenspielkniffen, Aber auch Bauern lernten von ihnen schon viel vom Beschummeln,
Und sie grinsen nur, wenn da ein Krizas den Krizas begaunert.*

Bauernleben in Hexametern

Hermann Buddensieg heisst der Deutsche, der das Epos «Metai» übersetzt, die bilderreiche, saftige und unverblümete Darstellung des Bauernlebens aus litauischen in deutsche Hexameter gekleidet hat. Es gibt ältere, weniger überzeugende Übertragungen. Den Anstoss zu seiner Verdeutschung gaben Buddensieg die Feiern aus Anlass der Wiederkehr des 250. Geburtstags von Donelaitis im Jahr 1964 an der Universität Wilna und in ganz Litauen. Die Sowjets hatten keine Hemmungen – in Wilna steht «ihre» älteste Universität – den strenggläubigen und patriotischen Dorfpfarrer aus Tollmingkehmen für sich in Anspruch zu nehmen. Wegen der «klassenkämpferischen» Note seines Werkes!

Buddensieg hatte sich schon durch eine meisterhafte Übersetzung des «Pan Tadeusz» von Adam Mickiewicz einen Namen gemacht. Auch für die Übertragung oder wohl besser die Nachdichtung des litauischen Epos hatte er die besten Voraussetzungen. Im Ersten Weltkrieg musste er litauische Bauern beim Strassenbau beaufsichtigen und war später Ortskommandant mehrerer litauischer Dörfer. In dieser Zeit lernte er die Sprache der Einheimischen und stand, dank seinem menschlichen Verständnis, in bestem Einvernehmen mit ihnen. Den Bauern Litauens hat er dann auch seine deutsche Nachdichtung ihres Nationalepos gewidmet. Dem gehaltvollen Essay über Wesen, Werk und Zeit des litauischen Dorfpfar-

rers in Ostpreußen, das Buddensieg den «Jahreszeiten» hinzugefügt hat, verdanke ich manche Auskunft und Anregung.

*Ach, wohin seid ihr geschwunden, ihr lieben Altlitauer Zeiten,
Da die Pruzzen noch nicht die deutsche Sprache verstanden,
Da weder Halbschuh noch Stiefel in unserem Lande man kannte
Und man sich rühmte, wie Bauern es zukommt, nur Bastschuh zu
tragen?*

Das in loser Folge von Bildern geschilderte Bauernleben Preußisch-Litauens um die Mitte des 18. Jahrhunderts war noch nicht ernstlich von der Zivilisation berührt. Doch ist erwiesen, dass die Zugewanderten aus dem Westen, deren Einfluss auf seine Landsleute Donelaitis als sittenzersetzend empfand, dem schwer heimgesuchten Land nicht nur dringend benötigte Arbeitskräfte, sondern auch fortschrittliche Wirtschaftsmethoden brachten. Der Dichter übersah die grössere Regsamkeit der Neusiedler nicht, durch die sie vom König Sonderrechte erhielten, was mit ein Grund zu Reibereien mit den Ansässigen war. Ein Dom im Auge aber war ihm besonders ihre schon etwas von der Aufklärung und einer freieren Lebensauffassung beeinflusste Lebensart. Auch seinen Gemeindegliedern gegenüber nahm der streitbare Dorfpfarrer kein Blatt vor den Mund. In den Taufregistern stehen, wie Buddensieg berichtet, schonungslose Volksausdrücke wie «Weibsstück, ganze Familie aus einem Schweinestall, dreigedoppelte Hure...» Im Kapitel «Herbstfülle» schildert Donelaitis eine Hochzeitsfeier:

*... Doch Docys, der zuviel des Guten getrunken, gefressen, fiel wie
ein polnischer Sack der Länge lang unter die Bank hin,
So dass ein jeder sich höchlichst über die Szene erschreckte.
(...)*

*Aber die Frauen vergassen durchaus nicht das Hochzeitsvergnügen,
Freilich sehr schlaue, denn die Weiber können mit List und mit Tücke
Unversehens zuweilen den klügsten Burschen behumsen. (= betriegen)
Barbe und Pime, Lauriene, nicht minder auch Pakuliene
Wollten beim Essen vorhin den Brantwein nicht einmal sehen,
Wunderten sich nicht wenig, als die liebe Kriziene
Solch ein abscheuliches Teufelsgetränk den Mädchen auch anbot.
Aber nun denke bloss, Brüderchen, was sich da jetzo ereignet!*

«Zeitalter der Kritik»

Am 27. Juli 1739 schrieb Friedrich II., damals noch Kronprinz, in einem Brief an Voltaire aus Insterburg von der Pest, die Anfang des Jahrhunderts im litauischen Teil Ostpreußens gewütet hatte: «...und mehr als 300'000 Menschen gingen daran und an dem Elend, das die Krankheit im Gefolge hatte, zugrunde. (...) Mit einem Wort, unsere blühendste Provinz wurde in eine schreckliche Wüste verwandelt.» Friedrich II. lobte den Beistand der Eingewanderten und fügte bei, dass er durch Dörfer gekommen sei, wo man nur Französisch habe sprechen hören.

Voltaire, Friedrich der Grosse, Lessing, Kant waren Zeitgenossen von Donelaitis. Eine Fussnote zu Kants weltbewegender «Kritik der reinen Vernunft», die ein Jahr nach dem Tod von Donelaitis erschien, kennzeichnet das 18. Jahrhundert: «Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muss. Religion, durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung, durch ihre Majestät, wollen sich gemeiniglich derselben entziehen.»

16'000 Auswanderer aus dem Salzburger Gebiet – über 1'000 waren auf der Reise umgekommen – gelangten 20 Jahre nach den Schweizern ins litauische Ostpreußen. Nach dem Grundsatz «Cuius regio eius religio» (Wessen das Land, dessen die Religion) mussten 21'000 Protestanten auf Befehl des Erzbischofs Firmian im Winter 1731/32 innert kurzer Zeit Haus und Hof verlassen. Unter dem Schutz des Preußenkönigs erwiesen sich dann auch die Salzburger als tüchtige Siedler. Von ihnen wird gesagt, sie hätten in Ostpreußen den Kartoffelanbau eingeführt. Der kleinere Teil zog in die Niederlande oder wanderte nach Amerika aus. Noch herrschte in vielen Ländern Europas ein jeder Vernunft Hohn sprechender Glaubensfanatismus. Nicht unerwähnt bleibe aber, dass 1966 Erzbischof Rohrachner in einem Gottesdienst in der evangelischen Kirche Salzburgs die Untat seines Vorgängers Firmian öffentlich bedauerte und die evangelische Gemeinde um Vergebung bat.

Einer von drei Männern, die Voltaire von der Galeerenstrafe zu befreien vermochte, hatte 23 Jahre büßen müssen, weil er als Katholik einen protestantischen Gottesdienst besucht hatte. Das allgemeine Erwachen des kritischen Geistes, das schliesslich die Französische Revolution auslösen half, hat an der Theologischen Fakultät der Universität Königsberg zu schweren Richtungskämpfen geführt. Das Jahr 1807 brachte Ostpreußen wohl die Not der Napoleonischen Kriege, hatte hier aber lange Zeit kaum wesentliche politische Auswirkungen. Ganz anders das Jahr 1917, das eine Flutwelle auslöste, die erst 28 Jahre später, aber umso verheerender, aus dem Osten über das Land hereinbrach.

Doch zurück zu Donelaitis. Die theologischen Auseinandersetzungen in Königsberg berührten den Dorfpfarrer aus dem abgelegenen Tollmingkehmen nicht. Für ihn war der lutherische Glaube die unverfälschte Wahrheit und Richtschnur seines Lebens. Streng gegen sich wie gegen die anderen, widmete er sich ganz den ihm anvertrauten Bauern. Zu seinem Kirchspiel gehörten 35 Dörfer mit

3'000 Einwohnern, wovon ein grosser Teil Litauer waren. Das schwere Los der leibeigenen Bauern ging ihm besonders zu Herzen, so dass er, im Umgang mit Amtspersonen alles andere als zimperlich, in seinen «Jahreszeiten» auch die damaligen sozialen Zustände an den Pranger stellte:

*Weisst du es doch wie ich, wie, das Scharwerk den Bauersmann
züchtigt,
Wie solch ein armer Tropf, der täglich geduldig gebückt schafft,
Kaum noch aufatmen kann bei der schrecklichen Last seiner Bürde.
Ach, wer kann sie denn aufzählen, all unsre Plagen tagtäglich!
Nun, du weisst es, kaum zeigt sich in jedem Jahr der Sommer,
Sieh, da beginnt bereits jeder Esel den Bauern zu schubsen.
Kasparas, der seinen Kamm geschwollen hoch auf dem Kopf trägt,
Schreckt die Leute gleich einem Hahn, der die Hühner umherjagt;
Doch sein Diener, der Dikas, bläht sich um vieles noch ärger,
Wenn er, das Ding von 'nem Degen wie 'n Herr an die Seite sich
hängend,
Unter den Scharwerksleuten beginnt grossmächtig zu brüllen ...*

Ein Dichterwerk besonderer Art

Donelaitis hat uns sein Epos, das eine sonderbare Mischung von klassischer Form und derb rustikalem Inhalt ist, in seiner Handschrift und in Abschriften hinterlassen. Man sollte das Werk in der Sprache des Originals lesen können: Litauisch ist die älteste, ursprünglichste unter den noch lebenden indoeuropäischen Sprachen, spielt deshalb in der Sprachwissenschaft eine wichtige Rolle. Ihr

Vokalreichtum erinnert an das Altgriechische. Einen besonderen Reiz verleiht ihr eine scheinbar freie, schwebende Betonung. Die ersten vier Zeilen der «Jahreszeiten»:

Jau saulolė vél atkpdama budino svieta
Schon stieg die Sonne wieder zur Höhe und weckte die Welt auf

Ir žiemos triusis pargriaudama juokes;
Lachend, da sie vom Winter mühsam Geschaffnes vernichtet;

Salciu pramonės su ledais sugaisti pagavo,
Denn es begann, was der Frost sich ersann, samt dem Eis, zu zer-
rinnen,

Ir putodams sniegs i nieka pavirto.
Brüchig geworden, verwandelt der Schnee überall sich in Nichts
jetzt.

Wohl unbewusst hat der strenggläubige Dichter in seinem Werk heidnisches Glaubensgut eingeflochten. Ob's daran liegt, dass sich die Litauer erst am Ende des Mittelalters zum Christentum haben bekehren lassen? Zwei Beispiele:

Aber sieh, wenn der erste Flaumbart beginnt schon zu spriessen,
Wenn man bereits eine mühsame Arbeit zu leisten gezwungen,
Ei, wohin schwindet dann all das planlose Springen des Kindes?
Und wie oft, während fröhlich man springt und dahintanzet,
Springt plötzlich Giltine her und würgt mit schrecklichen
Blattern
Oder bringt den noch kleinen armen Tropf um mit Fieber.

Giltine: die Todesgöttin der alten Litauer und Prussen.

*Mancher Verblendeter, wenn er das liebe Frühlicht geschaut hat,
Weiss von keinem Gebet und will auch Frommes nicht lesen,
Steigt aus dem Bett mit dem Donnrer Perkuns und sämtlichen Teu-
feln.*

*Dann, nachdem er sein Haus und all seine Habe verwünscht hat,
Treibt er mit allen Teufeln die Seinen, die Leute zur Arbeit.*

Perkunos war der allmächtige Donnergott.

Donelaitis' Sprache ist schaubar gegenwärtig. Sie bringt auch, ohne romantische oder sentimentale Töne, die schwermütige Schönheit der ostpreußischen Landschaft zum Ausdruck. Alles – Mensch, Tier, Natur – ist einbezogen in ein göttliches Weltbild. Aus dem Kapitel «Frühlingsfreuden»:

*Sieh nur mal dort, schon hüpfen umher die stattlichen Kälber
Und die Lämmer und Ferkel schlagen aus, wenn sie saugen.
Hühner auf Sitzstangen haben gelegte Eier begackert.
Warte nur, bald erscheint auch die Schar der Kücklein, der bunten.
Denn das weissbackige Huhn und das bunte beginnt schon zu glu-
cken.*

*Auch die Gänschen drängen bereits heraus aus den Eiern.
Seht, wie der Gänserich froh seine Brut grüsst, die er erwartet.
Und sich ständig verneigend die Schar der Kleinen zuhaufreibt.
Ja, so mancherlei Fleisch und liebliche leckere Bissen Bieten sich
bald uns an zum schmackhaften Kochen und Braten.*

Mit «siehe» – ein Wort, das oft wiederkehrt – beginnt das Kapitel «Wintersorgen». Wie plastisch der Dichter zum Beispiel die Verwandlung des Landes durch den grimmigen Winter darstellt:

*Siehe, des Winters Groll kommt wieder grimmig zurück jetzt,
Denn der Nordwind mit flatterndem Haar braust, uns zu erschrecken.*

*Schaut nur, wie überall schon auf den Teichen Fenster sich bilden,
Ganz so, als ob der Glaser Glas dort eingesetzt hätte.*

*Auch die Wohnstatt der Fische, drin Frösche den Sommer gefeiert,
Deckt sich mit einem Panzer gegen den grimmigen Winter,
Scheucht schliesslich alle Geschöpfe, dass sie im Dunkel nun ruhen.*

*Scheltend hat jetzt der Nordwind die Felder derart erschreckt
schon,*

*Dass alle Pflützen, Moräste runzelnd zu schrumpfen beginnen
Und ihre schmutzigen Lachen nun nicht mehr spritzen und platschen.*

*Wenn die Räder den Weg wie hüpfend beim Fahren erschüttern,
Dröhnt der gefrorene Boden dumpf wie das Fell einer Trommel,
So dass sein Ton im Kopf als Echo lange noch nachhallt.*

Mit Unterstützung durch die Regierung sorgte Donelaitis 1765 in Tollmingkehmen (früher Tolminkiemis) für den Bau einer neuen, massiven Kirche aus Feldsteinen. Hier waren schon früh zahlreiche Prussen und dann auch Litauer als Bauern angesiedelt worden, deren Sprachen sich sehr ähnlich waren. Als Ableitung des Namens leuchtete mir die litauische Version ein: «Tollmingkehmen» entstand aus «toli» = fern (griechisch tele!) und «kiemis» (prussisch caymis) = Bauernhof, Dorf. Ferner Bauernhof!

Im Jahr 1780 ist Donelaitis an Ermattung gestorben und in seiner Kirche beigesetzt worden. Nach Buddensieg kennt man sein Grab nicht mehr. In der englischsprachigen Enzyklopädie des freien Litauens aber steht, dass es in der im Zweiten Weltkrieg zerstörten

Kirche wieder aufgefunden worden sei; aufgrund des Schädels hat man ein Bildnis des Dichters hergestellt. Das wieder aufgebaute Dorf haben die Sowjets mit eigenen Leuten neu kolonisiert. Kennzeichnenderweise haben sie dem Ort nicht etwa einen litauischen Namen, sondern einen russischen gegeben. Zuerst nannten sie ihn zwar Tolmingkensk, bald darauf «endgültig» Cistye Prudy, was im Russischen soviel wie «saubere Teiche» bedeutet.

Die Katastrophe

Das 19. Jahrhundert brachte Ostpreußen nach Überwindung der Auswirkungen der Napoleonischen Kriege einen grossen wirtschaftlichen Aufschwung. Als noch nicht abgetrennte Provinz entwickelte es sich zu einem der bedeutendsten Agrarländer des Reichs. Auf hohes Niveau kamen Vieh- und Pferdezucht; Trakennen wurde durch sein Gestüt ein Weltbegriff. Der Erste Weltkrieg führte zur Abschnürung durch den sogenannten Polnischen Korridor, was eine wirtschaftliche Stagnation zur Folge hatte. Den Machtantritt Hitlers im Jahr 1933 deuteten auch viele Bewohner Ostpreußens als verheissungsvollen Aufbruch. Bei nicht wenigen weckte die Eroberung «neuen Lebensraums» im Osten hochgeschraubte Illusionen. Diese mussten aber schon 1943 nach dem Stalingrad-Debakel der Erkenntnis einer stets bedrohlicher werdenden Wirklichkeit weichen. Immer näher rückten die Felder der nicht abreisenden Serie der lange Zeit beschönigten Rückzüge der deutschen Wehrmacht. An der Beresina, mit der 132 Jahre früher in bitterkaltem Winter ein Trupp Schweizer Bekanntschaft gemacht hatte, kam es in der Hitze des Sommers 1944 zu einer Schlacht, in der 300'000 Deutsche fielen.

Und dann war er da, schon im Juli 1944, der Tag mit der Hiobsbotschaft, die für die Bevölkerung Ostpreußens nicht wahr sein

konnte, weil sie nicht wahr sein durfte: «Die Rote Armee an der Grenze Deutschlands. Eine Panzerspitze bis Trakehnen vorge-
stossen!» Im Oktober 1944 erfolgte der erste grössere Einbruch
der Sowjets bis Goldap und Gumbinnen. Im November darauf ka-
men bei der zeitweiligen Rückeroberung von Goldap und benach-
barter Gebiete grauenhafte Verbrechen der russischen Soldateska
an den Tag; in Nemmersdorf waren nackte Frauen in der Stellung
des Gekreuzigten an die Scheunentore genagelt. Für einige Wo-
chen blieb die Front der etwa 30 Kilometer eingebrochenen Russen
stehen. Tiefer Winter, unheimliche Stille – Stille vor dem Sturm.
Am 13. Januar 1945 brach er los, mit der geballten Wucht riesiger
Heeresmassen, aus dem Osten und auch dem Süden. Die Katastro-
phe war da. Sie hatte ihre Vorgeschichte!

Wie *ein* Mann werde Ostpreußen stehen, hatten die Grossmäuler
der Partei verkündet. Flucht der Bevölkerung galt als Verrat der
Heimat. Das Gebot der Vernunft aber hiess: «Wenn schon flüchten,
dann rechtzeitig.» Von diesem «verbotenen Gebot» machten dann
aber ausgerechnet die zwei höchsten Gebieter Ostpreußens Ge-
brauch. Schon hatte der «Führer» die Wolfsschanze bei Rastenburg
verlassen und sich nach Berlin abgesetzt, und der zum Reichsver-
teidigungskommissar avancierte Gauleiter Koch überliess, ohne
rechtzeitig eine Evakuierung organisiert zu haben, Ostpreußen sei-
nem Schicksal. Erich Koch, auch Reichskommissar der Ukraine, ist
die erbärmlichste Kreatur, die mit dem Untergang Ostpreußens ver-
bunden ist. Der Emporkömmling erfreute sich der besonderen
Gunst Hitlers. Carl J. Burckhardt bezeichnet ihn im Buch über die
Danziger Mission als intelligenten, völlig skrupellosen «self-made
man». Nach dem Fall Königsbergs liess Koch Hitler die Botschaft
zukommen: «Heer in feiger Flucht, verteidige Ostpreußen mit dem
Volkssturm weiter.» Er tat dies, indem er einen in Pillau unter
Dampf gehaltenen Eisbrecher bestieg. Mit Weinkisten, Windhun-
den und einem Mercedes, aber ohne die Flüchtlinge, die verzweifelt
auf dem Pier auf Abtransport warteten.

Im Rücken der Russen, in Kurland, waren bis zum Kriegsende 30 deutsche Divisionen eingeschlossen; Hitler hatte ihnen den Rückzug verwehrt. Ende Januar 1945 war die Festung Königsberg abgeriegelt, doch hielt sie bis zum 9. April dem russischen Ansturm stand. Das viel westlicher gelegene Danzig fiel eine gute Woche früher. Der südliche Flügel der Roten Armee stiess aus Polen in acht Tagen über Allenstein und Heiligenbeil ans Frische Haff vor; die Panzerspitzen erreichten es am 21. Januar. Hunderttausende von Flüchtlingen sahen sich von den Russen eingeschlossen und suchten über das vereiste Haff zu fliehen. Niemand ermisst die Tragödien, die sich – im Feuer roter Artillerie und Flieger – auf der Flucht über das Eis und dann auf den Schiffen ereigneten. Grossadmiral Dönitz hatte sich für die gigantische Rettungsaktion alle irgendwie verfügbaren Reserven der Kriegs- und Handelsmarine unterstellen lassen und das Menschenmögliche getan, um zu retten, was zu retten war. Mehrere der vollbeladenen Schiffe versanken mit Mann und Maus in den eiskalten Fluten – als Opfer der ihnen auflauenden sowjetischen U-Boote.

Die Zahl der Umgekommenen und Verschollenen wird mit 614'000 angegeben. Menschen mit ihren Angehörigen, ihrem Heimatort, ihrem Schicksal! Die «Glücklichen», die sich nach Mittel- und Westdeutschland retten konnten, werden auf 1'930'000 geschätzt.

Königsbergs Ende im Spiegel des «Lagebuchs»

Prof. Dr.P.E. Schramm, der 1943 bis 1945 Kriegstagebuchführer des Wehrmachtführungsstabes war, hat im Münchner Verlag Bernhard & Graefe ein achtbändiges Kriegstagebuch von über 6600 Seiten herausgegeben. In dem ihm von der US-Army zur Verfügung gestellten Material befand sich auch das sogenannte «Lagebuch» (Aufzeichnungen über die tägliche Lagebesprechung).

Unergründlich ist das Meer von Leid und Schmerz hinter den trockenen Sätzen des Wehrmachtstabes. Aus einzelnen Lagebüchern der letzten vier Kriegsmonate sind hier Stellen, (Seiten 1012-1236; 1667 Bd. 8) herausgegriffen, die Ostpreußen betreffen:

Lagebuch 15.1.45

«Vorbereitungen im Raum Goldap-Rominten. Im bisherigen Raum wurde der Gegner im Wesentlichen abgewiesen. Memel wurde aus der Luft angegriffen.» Im Wesentlichen!

16.1.45

«Wegen Verminung der Ostsee liegen im Augenblick 89 Schiffe fest.» Übermacht der Sowjetflotte!

22.1.45

«Durch Vordringen über Hohenstein und Willenburg bedroht der Gegner Allenstein.» Einleitung einer Einkesselung.

23.1.45

«Nach Bergung der Gebeine des Feldmarschalls von Hindenburg und der Fahnen wurde das Denkmal von Tannenberg gesprengt. Der Feind drang in Insterburg ein. (...) Die Kurländische Nehrung soll gehalten werden. (...) Die Kriegsschiffe werden für den Transport von Zivilisten eingesetzt.» Voll angelaufene Fluchtbewegung!

25.1.45

«Einzelne Panzer kamen bis 15 km an den Ostrand von Königsberg heran.»

27.1.45

«An der Ostfront drang der Gegner von Lötzen über die Seen und schob sich in Richtung der Anlage «Wolfsschanze» vor, die bereits gesprengt ist. (...) Der Feind kam bis an die Forts von Königsberg heran.»

Wolfsschanze bei Rastenburg, wo am 20.7.44 der Anschlag auf Hitler stattgefunden hatte. Zur Beruhigung der Bevölkerung kehrte Hitler im Sommer/Herbst wieder dorthin zurück, als die Rote Armee bereits an die Ostgrenze Ostpreußens vorgestossen war. Am 20. November wurde das Führerhauptquartier nach Berlin verlegt. Aus dem Stenogramm der Lagebesprechung beim Führer (17. September 1944): «(Der Führer:) 30-40 km. Es ist wahnsinnig schwer für die Leute, eine Sache, die keinen Erfolg hat, einfach abzubringen, schwer, das einzusehen. Das ist die alte Erfahrung. (...) Die Sache ist immerhin so gefährlich, dass man sich klar sein muss: wenn hier eine Schweinerei passiert – hier sitze ich, hier sitzt mein ganzes Oberkommando, hier sitzt der Reichsmarschall, es sitzt hier das OKH, es sitzt hier der Reichsführer SS, es sitzt hier der Reichsaussenminister!» Eine Schweinerei!

Lagebuch 28.1.45

«Von Königsberg sind noch 24'000 Verwundete abzutransportieren. (...) Nordostwind in Stärke 7-8 ...»

30.1.45

«Trecks erschweren die eigenen Truppenbewegungen. (...) Von Pillau sind bis jetzt 67'000 Menschen abgefahren worden.»

31.1.45

«Es ist nicht möglich, alle Schiffe ausreichend zu sichern, daher gelang es einem feindl. U-Boot, das KdF-Schiff «Wilhelm Gust-

loff» mit 5'500 Menschen (darunter 3'500 Flüchtlingen) zu versenken. 200 Menschen konnten gerettet werden.»

3.2.45

«Von Königsberg und Gotenhafen sind nun 184'780 Flüchtlinge abgefahren.»

Gotenhafen – der einstige und heutige polnische Hafen Gdynia.

6.2.45

«Verluste durch feindl. Luftwaffen-Angriffe auf den Hafen von Pillau.»

Pillau war, als Fluchttor Königsbergs, hart umkämpft. Immer offener wird auch die materielle Unterlegenheit der deutschen Wehrmacht.

22.2.45

«Zurückgeführt sind nunmehr 124'000 Verwundete und 403'000 Flüchtlinge.»

Februar/März: Stagnation. «Lage wie bisher.» Am 10.3.45 wird gemeldet, dass der Seekanal (Königsberg-Pillau) durch Eisbrecher aufgebrochen werden musste.

14.3.45

«Durch den Stau von 1 Mill. Flüchtlingen und 30'000 Verwundeten ist in Danzig eine schwere Lage entstanden.»

29.3.45

«Gegen Königsberg sind 4 Armeen versammelt; ein Angriff ist zu erwarten.»

7.4.45

«Beginn des erwarteten Grossangriffes gegen Königsberg, dabei 1-2 km tiefe Einbrüche; jedoch Frontzusammenhang besteht.»
Hoffnungsschimmer: Frontzusammenhang!

9.4.45

«Schwerstes Artl.-Feuer mit Bombenangriffen gegen Königsberg. Ost- und Nordfront zurückgenommen zur Stadtrandstellung. Vereinigung des Feindes von Nord und Süd entlang der Bahn.»

10.4.45

«Widerstand in Königsberg ist zum Erliegen gekommen. Der Gegner spricht von einer Kapitulation. Der Kommandant der Festung war der General der Inf. Lasch. Ihm standen 27'000 Mann Besatzung zur Verfügung.»

11.4.45

«Der Gegner behauptet, dass er in der Zeit vom 6.4. bis 10.4. 142'000 Gefangene (darunter 4 Generale und 1'819 Offz.e) gemacht habe.»

12.4.45

«In Königsberg halten sich noch eigene Kräfte. (Der Wehrm.-Bericht teilte mit, dass der Kommandant von Königsberg wegen der ohne Erlaubnis vollzogenen Kapitulation zum Tode durch den Strang verurteilt wurde.)»

Diejenigen, die für die Vollstreckung der Hinrichtung hätten sorgen müssen, hatten sich in «Sicherheit» gebracht. Noch am 9. Mai haben sich, laut Lagebuch, deutsche Divisionen auf dem Westteil der Frischen Nehrung und an der Weichselmündung tapfer verteidigt.

Augenzeugen

Von denen, die ihre Eindrücke vom Untergang der deutschen Provinz Ostpreußen festhielten, seien hier ein Deutscher und ein Russe zitiert: Der ostpreußische Arzt Graf Hans von Lehndorff, der als Leiter eines Lazarett in Königsberg die Einnahme der Stadt durch die Sowjets erlebt hat, und der in einem früheren Kapitel bereits erwähnte Russe Lew Kopelew. Der seit 1981 aus der Sowjetunion ausgebürgerte Kopelew war, weil der deutschen Sprache mächtig, Offizier einer Propagandaeinheit in der Armee des Marschalls Rokossowksy. Weil er sich weigerte, sich an den Deutschen zu rächen, machte er «wegen Mitleids mit dem Feind und kleinbürgerlichem Humanismus» Bekanntschaft mit sowjetischen Gefängnissen und Straflagern.

Aus dem ebenso aufschlussreichen wie erschütternden «Ostpreußischen Tagebuch» von Hans von Lehndorff (Biederstein Verlag, München 1967) drei Zitate, die am Anfang des Buches stehen:

«Die Vorboten der Katastrophe machten sich bereits in den letzten Junitagen 1944 bemerkbar – leichte, kaum ins Bewusstsein dringende Stöße, die das sonnendurchglühte Land wie von fernem Erdbeben erzittern liessen. Und dann waren die Strassen auf einmal überfüllt mit Flüchtlingen aus Litauen, und herrenloses Vieh streifte quer durch die erntereifen Felder, dem gleichen unwiderstehlichen Drang nach Westen folgend.»

«In den Nächten sah man zu dieser Zeit die östlichen Grenzstädte wie auf der Landkarte vor sich aufgereiht. Memel, Tilsit, Schirwindt, Eydtkuhnen – das waren die hellsten, wieder und wieder unter Bombeneinschlägen aufzuckenden Punkte im Verlauf einer im Bogen von Norden nach Süden ziehenden Feuerlinie. Und eines Tages wurde bekannt, dass die Landesgrenze preisgegeben worden

sei. Zwanzig, dreissig Kilometer war der Feind schon darüber hinaus, dann kam die Front noch einmal zum Stehen. Wie es dahinter aussah, wusste niemand zu sagen. Man konnte nur hoffen, dass keiner zurückgeblieben sei, denn was aus einigen vorgeschobenen Orten berichtet wurde, die der Feind nach kurzer Besetzung wieder aufgegeben hatte, liess das Blut erstarren.»

«Unheimlich blieb es dann auch noch, als die Novemberstürme das Land schon kahlgefeigt hatten und der Frost das letzte Gras auf den Wiesen erstarren liess. Meilenweit über die Felder verteilt, an den Strassen und Bahnstrecken, sah man jetzt, einzeln oder in kleinen Gruppen, all die verwilderten Kühe stehen, kaum einer Bewegung mehr fähig, mit vertrocknetem Euter und hochgezogenem Rücken, drohend und anklagend.»

Von hohem dokumentarischem Wert ist ebenfalls das über 600 Seiten umfassende Werk von Lew Kopelew «Aufbewahren für alle Zeit» (Hoffmann und Campe, Hamburg 1976). Aus dem Kapitel «In Ostpreußen»:

«Wir fuhren durch ein anderes brennendes Dorf, sahen an der Landstrasse eine Kuhherde. In diesen Tagen gab es auf allen ostpreußischen Strassen Herden schwarzweisser Kühe, ohne Hirten, ungefütert, ungemolken, brüllend. Mich quälte und erbitterte die Vorstellung, dass bei uns zu Hause in den verbrannten, verödeten Dörfern das gepflegte ostpreußische Herdbuch-Vieh einen märchenhaften Schatz bedeuten würde. So dachte ich und wurde darüber böse und traurig. Irgendwo, tief innen, machte mich das Mitleid mit den ostpreußischen Bauern beklommen, die ja nicht nur keine Kühe, sondern auch keine Heimat mehr hatten – wir wussten schon damals, dass Polen und wir das Land behalten würden. Doch dieses Mitleid war dumpfer, schwächer, vager als der unmittelbare scharfe, nagende Zorn über die Sinnlosigkeit der Vergeudung hier, während dort, bei uns, so entsetzliches Elend herrschte. Dort in den verwüsteten Brandstätten am Ilmensee, bei Smolensk und Minsk – überall, überall, wo der Krieg gewütet hatte. Ja, auch dort, wohin

er nicht gelangt war, wo er aus der Ferne unsichtbar Brot und Blut verschlang, wo Frauen auf den Äckern sich selbst vor den Pflug spannen mussten wie Wolga-Treidler, wo ein Stück Zucker ein sehnsüchtig erträumter Genuss war, wo grossäugige, bläulichblasse Kinder mühsam das erdschwarze, säuerlich-bittere, der Teufel weiss woraus zusammengebackene Brot herunterwürgten.»

Wenn doch nur Männer vom Geiste eines Lew Kopelew und eines Hans von Lehndorff, deren Leitsterne nicht Hass und Machtwahn, sondern Menschen- und Wahrheitsliebe sind, an der Spitze der Völker stünden!

Lockruf der verlorenen Heimat

Wie lieb sind uns die Stätten unserer Jugend. Und wie seltsam beugend ist es, wenn wir die Orte wiedersehen, wo wir aufgewachsen sind. Wie aber muss es sein, wenn jemand durch Krieg oder sonstige Not sein Jugendland, seine Heimat für immer verliert!

Im polnischen wie im sowjetischen Teil Ostpreußens wohnt heute schon eine zweite Generation von Neusiedlern, die in diesem altdeutschen Land geboren sind. Im nördlichen Ostpreußen, dem Kaliningrader Oblast, haben die, die hier einst lebten – seit vielen Generationen hier lebten –, nichts mehr zu suchen, weder Orte der Erinnerung noch Gräber ihrer Angehörigen. Land mit fremden Menschen, fremder Sprache, anderen Gesetzen, mit einer von Moskau diktierten Eintopf-Lebensform. Ein Land der Kolchosen, der Kombinate, der riesigen Heldengedenkstätten, der Transparente und militärischen Sperrzonen. Sperrzonen in der Sperrzone!

Anders, wenn auch nicht völlig anders, ist es im südlichen Ostpreußen. Ortsnamen, die teils noch an die deutsche Zeit erinnern. Bahnlinien mit der westlichen Normalspur. Noch vereinzelt Deutsche unter der neuen polnischen Bevölkerung, die Fremde in ihrer alten Heimat sind, obschon es am guten Einvernehmen zwischen

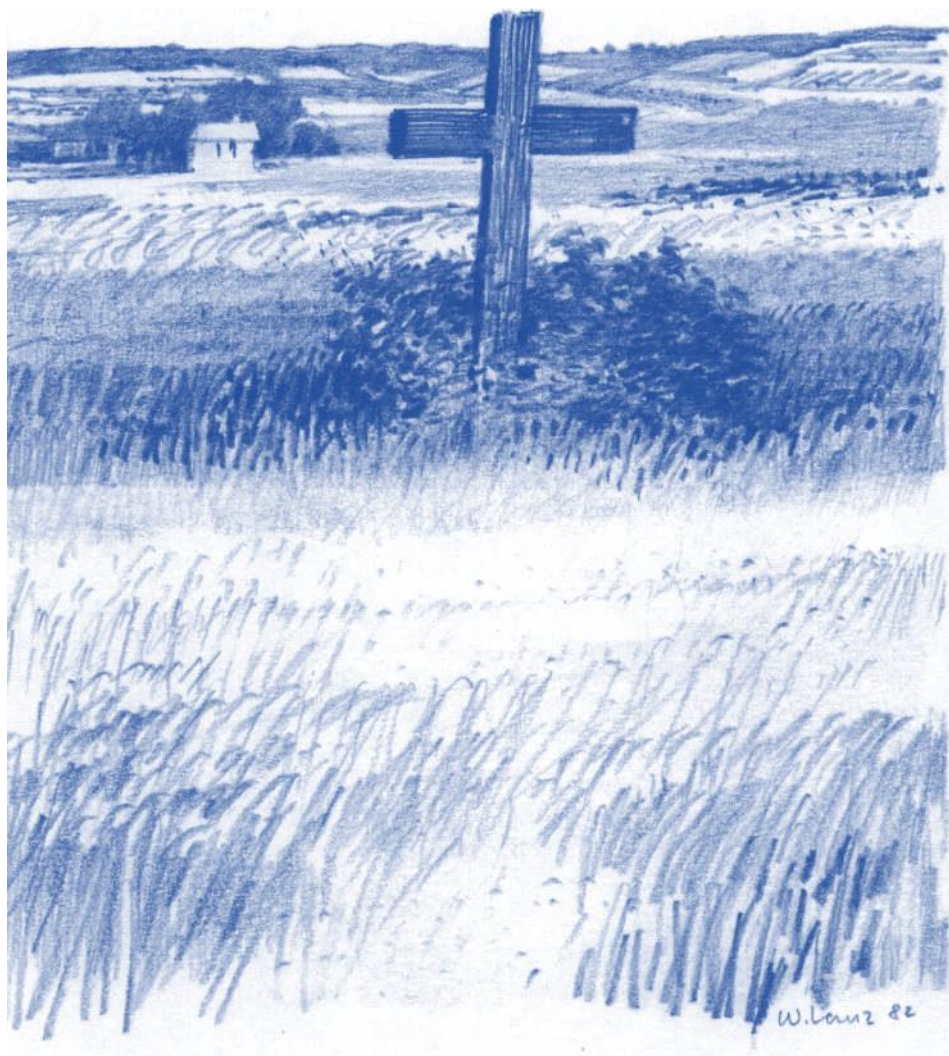
ihnen und den Neusiedlern nicht fehlen soll. Hier sind Besuche von Vertriebenen willkommen. Manche schon folgten dem Lockruf des seelischen Abenteurers, ihre untergegangene Heimat, ihre «Jugend» aufzusuchen. Eltern fuhren mit ihren Kindern nach Ostpreußen, das diese nur aus Erzählungen kannten. Überraschungen verschiedenster Art warteten auf die Besucher aus Westdeutschland; nicht selten kam es zu schönen menschlichen Kontakten zwischen Menschen, die der Krieg, ohne dass sie sich kannten, zu Feinden gemacht hatte. Wer könnte es Vertriebenen verwehren, ihre verlorene Heimat mit der Seele zu suchen, geistig von ihr wieder Besitz zu ergreifen?

Im schönen Sammelband «Ostpreußen, Porträt einer Heimat (herausgegeben von Herbert Reinoss, Verlag Langen Müller, München-Wien, 1980) steht der Bericht eines Wiedersehens des 1934 in Jäglack, Kreis Rastenburg, geborenen Schriftstellers Amo Surminski, dessen Eltern 1945 in die Sowjetunion deportiert worden sind. Hier drei Ausschnitte:

«Du musst schon ordentlich suchen, um noch eine deutsche Inschrift zu finden. Vielleicht auf dem überwucherten Dorffriedhof von Jokehnen? Da haben sie im Juli 1935 eine Erika Sommer begraben, erst elf Jahre alt (Sein Wille geschehe). Sie wäre beim Einmarsch der Roten Armee 21 Jahre gewesen, ein Alter zum Fürchten. Mehr ist nicht zu finden. Man glaubt nicht, wie diese Metallkreuze rosten!»

«Kaum noch Ruinen. Dafür sorgt die Zeit. Wo 1945 die Reste abgebrannter Gehöfte standen, wachsen heute wilde Erdbeeren. Ein sanfter Hügel – dort war die gute Stube von Onkel Franz. Wer nicht weiss, dass an dieser Stelle mindestens fünf Häuser gestanden haben, findet die Büsche und Hahnenfusswiesen lieblich. Es gibt Dörfer, die vom Erdboden verschwunden sind, das heisst: Es gibt sie nicht mehr. In 100 Jahren wird

Ein Kreuz, das für unzählige steht



man hier Ausgrabungen vornehmen und nach altslawischen und altgermanischen Siedlungen suchen und auf Hausmauern stossen, die im Januar 1945 in Trümmer sanken.»

«Als das feinverputzte Travemünde am Horizont auftaucht, überfällt mich eine schreckliche Vision. Wie, wenn die zwischen die Poggenteiche und Schilfgürtel Masurens, an die verträumten Waldränder und auf die Wiesen der Klapperstörche auch so einen Appartementklotz mit zwölf und mehr Stockwerken hinbauen? Dann wäre alles verloren, endgültig verloren.»

Geschichtliches Bewusstsein wachhalten

Das nördliche Ostpreußen ist das geheimnisvollste «Land» Europas, ist es doch vom Abendland, dem es mit seiner westlichen Kultur über ein gutes halbes Jahrtausend angehörte, hermetisch abgeriegelt. Abgeriegelt als streng gehüteter Vorposten des Sowjetimperiums. Je grösser die Abschliessung, desto grösser bei uns das Misstrauen und umso blühender die Mutmassungen, was im alten Deutschordensland alles gegen den Westen an- und aufgestellt wird.

Dem Slawisten und Historiker Peter W. Wörster, einem Mitarbeiter am Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg an der Lahn, ist es aufgrund jahrelanger minuziöser Forschungsarbeit gelungen, die Finsternis hinter dem Eisernen Doppelvorhang etwas auszu-leuchten. Nicht dass er das Land hätte besuchen können; das wäre eine kleine Sensation. Der Marburger Forscher sammelte und sammelt sein Material – auf direkten Kanälen ist aus dem verbotenen Gebiet kaum etwas zu erfahren – durch gezielte Lektüre von polnischen, baltischen, sowjetischen Zeitungen und Zeitschriften, von sowjetischen Enzyklopädien, Sachbüchern und Bekanntmachungen, die sich auf Umwegen beschaffen lassen, von Berichten von Flüchtlingen, durch das Studium von Eisenbahn- und Buskursbü-

chern usw. Die bisher recherchierten Ergebnisse von Peter Wörsters Forschungstätigkeit sind unter dem Titel «Das nördliche Ostpreußen nach 1945» in drei Heften der vom Herder-Institut herausgegebenen «Dokumentation Ostmitteleuropa» (1978/79/80) erschienen. Ich werde im folgenden Schlussteil etwas auf die drei Publikationen eingehen, die sich durch ihren streng wissenschaftlichen Charakter von den bewegenden Erinnerungsbüchern unterscheiden, die den Untergang Ostpreußens zum Gegenstand haben. So verschieden die beiden literarischen Gattungen sind – hier Erlebnisse, Emotionen, dort nüchterne Fakten und Daten –, sie helfen mit, im Westen das geschichtliche Bewusstsein für die Heimat Immanuel Kants wachzuhalten.

Marburg! Bei der über dem Grab der heiligen Elisabeth im 13. Jahrhundert aus Buntsandstein errichteten Elisabeth-Kirche stehen mehrere gut erhaltene Häuser des deutschen Ritterordens. Hier hat Landgraf Konrad, der spätere Hochmeister der Deutschritter, 1233 den Orden angesiedelt. Die Kirche selber, in der sich seit 1945 das Grab des ursprünglich im Tannenberg-Mahnmal beigesetzten Hindenburg befindet, ist mit zahlreichen geschnitzten und gemalten Wappenschildern von Landgrafen, Landkomturen und Deutschordensrittern ausgeschmückt.

Auf dem Schlossberg unweit des Landgrafenschlosses, in dem 1529 Luther und Zwingli im Disput über das Abendmahl sich nicht einigen konnten («Ihr Schweizer habt einen andern Geist»), befinden sich die Gebäude – modern und geräumig der Hauptbau – des Herder-Instituts. Freundlich und bestimmt auf alle meine Fragen eingehend, führte mich Herr Wörster, ein noch ziemlich junger Mann voller Dynamik, durch die grosszügig eingerichtete Bibliothek, den Lese-, Vortrags- und Tagungsraum und die reichhaltigen Sammlungen des Instituts. Die Berufung des Instituts auf den gebürtigen Ostpreußen J.G. Herder als Namenspatron bekundet die Absicht zu objektiver Erforschung der Völker im abgesteckten ostmitteleuropäischen Raum, wobei ein besonderes Augenmerk dem

kulturellen Austausch zwischen den Deutschen und den benachbarten Ostvölkern gilt. Die Finanzierung erfolgt zu je 50 Prozent durch den Bund und das Land Hessen. Die Bibliothek enthält rund 200'000 Bände, die jedermann zugänglich sind. Sie bezieht 1'200 laufend erscheinende Zeitschriften und Periodica. Da Gegenwartsforschung ohne Auswertung der Presseerzeugnisse nicht denkbar ist, wird auch ein reich ausgebautes Pressearchiv unterhalten. Das Institut bezieht rund 185 Zeitungen und Zeitschriften aus Polen, den baltischen Ländern und der Tschechoslowakei. Wichtige Artikel werden ausgeschnitten oder xerokopiert und nach Sachgebieten in – zurzeit etwa 12'000 – Aktenordnern aufbewahrt. Nicht weniger beeindruckend sind das Bildarchiv, die Kartenabteilung (ich sah die Gleisanlagen des einstigen deutsch-russischen/litauischen Grenzbahnhofes Eydtkuhnen in ihrer ganzen Vorkriegsausdehnung und die Windungen des unvergesslichen Grenzflüsschens Liepona), die Archivabteilung, die u.a. eine grosse Sammlung von Flurnamen enthält.

Das Institut mit seinen reichen Sammlungen ist eine Einrichtung des Herder-Forschungsrats, einer akademieähnlichen Vereinigung von Wissenschaftlern zur Erforschung von Ländern und Völkern in Ostmitteleuropa. Zu diesem Forschungsrat gehören zahlreiche Kommissionen und Fachgruppen, deren Vorsitzende angesehene Gelehrte aus ganz (West)-Deutschland sind.

Das verbotene Nordostpreußen

Aufschluss durch Peter Wörster

In Wörsters Faktensammlung steht, dass die Mehrzahl der sowjetischen Darstellungen Ostpreußen als einseitig militärisch bestimmtes Gebiet schildern, das lediglich dem aggressiven preußischen Militarismus als Aufmarschraum gegen die friedlichen Völker Russlands gedient habe. (Und heute!) Es gibt im nördlichen Teil Ostpreußens keinen Ort mehr, der nicht einen völlig neuen, russischen Namen erhalten hätte. Der Verfasser nennt einen historisch denkenden sowjetischen Schriftsteller, der bedauert, dass eine alte Kulturlandschaft durch einen Akt geschichtsloser Namensänderung immer mehr das Gesicht verliert. Fast alle Neusiedler, die der Russe fragte, hatten keine Ahnung, wie der Ort, in dem sie lebten, früher hiess. Ein Waldhüter, bei dem er sich nach dem Namen einer Pflanze erkundigte, antwortete verlegen lächelnd: «Bei uns im Altai habe ich so etwas nicht gesehen.»

Von den 373'000 Einwohnern Königsbergs waren bei der Kapitulation am 9. April 1945 noch 110'000 übriggeblieben. Ein Jahr später lebten noch 25'000 – in Kaliningrad. Einige hundert sogenannte Spezialisten, die zurückblieben, mussten sich in den fünfziger Jahren für die Auswanderung oder die sowjetische Staatsbürgerschaft entscheiden. 1970 setzte sich die Bevölkerung Nordostpreußens zu gut drei Vierteln aus Russen zusammen. Die übrigen waren Ukrainer, Weissrussen, Litauer, Tataren usw., insgesamt 70 Prozent der Vorkriegsbevölkerung.

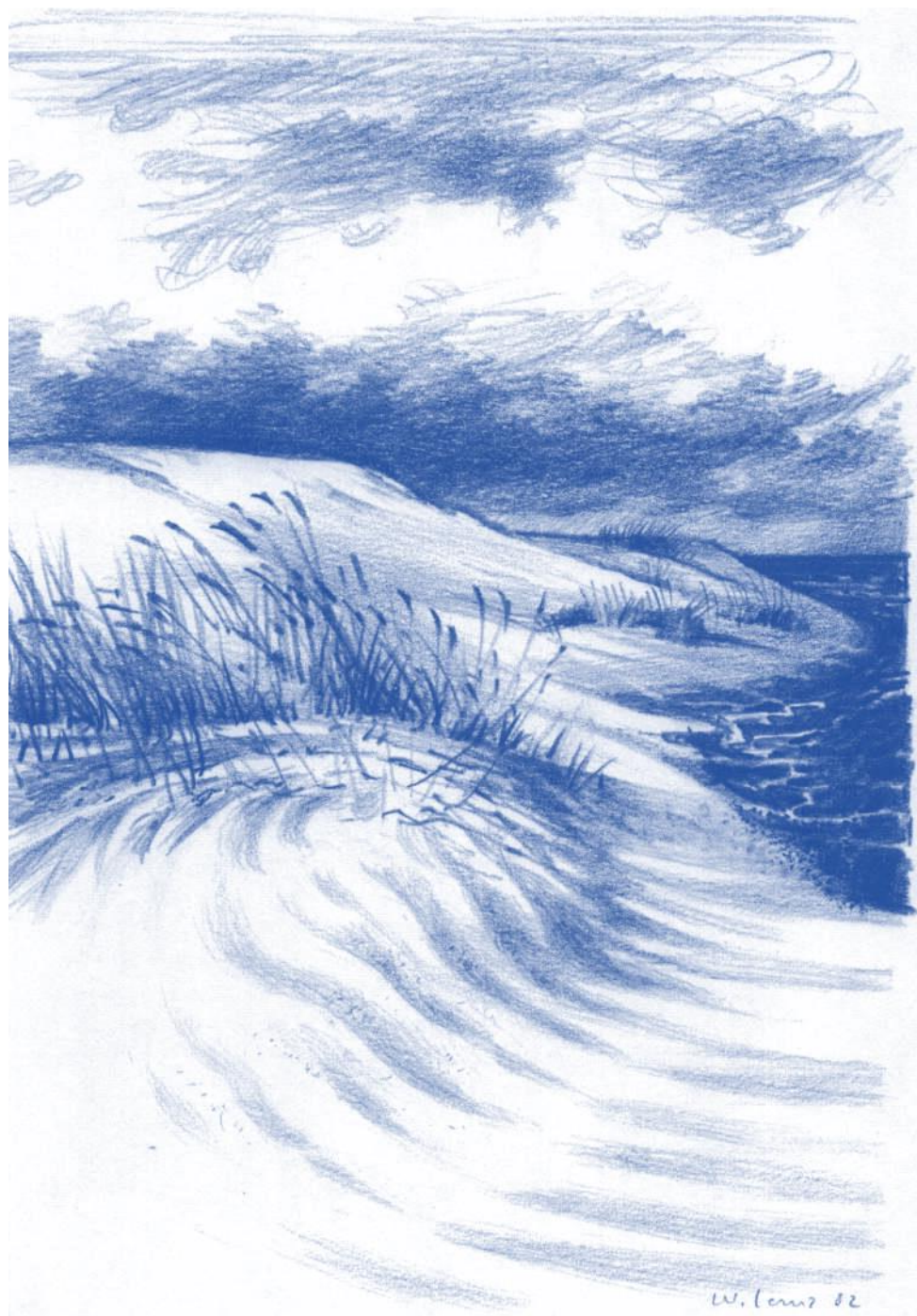
1968 gab Moskaus Statthalter Konovalov bekannt, dass fast die Hälfte der Bevölkerung im sowjetischen Teil Ostpreußens geboren sei. Ein wichtiges Argument für Moskau gegen jene, die mit Bezug auf die Rechtsgrundlage den gegenwärtigen Stand nur als vorläufig und später durchaus veränderbar ansehen.

Neuerdings ist das jetzt stark industrialisierte einstige Getreideausfuhrgebiet auch Erdölland. Im September 1961 meldete die «Tiesa» (die litauische «Wahrheit») den ersten sicheren Erdölfund bei Gumbinnen. Bald folgten andere Orte, so auch Tharau, die mit Bohrtürmen dem weiten, grünen Land ein neues Antlitz verliehen. Von Krasny Bor bei Gumbinnen wurde 1973 eine tägliche Fördermenge von 150 Tonnen gemeldet.

Der einzige Bernstein-Tagabbau der Erde in Palmnicken wird seit 1947 von einem russischen Kombinat fortgeführt. Die Bernsteinsammlung der Universität Königsberg galt viele Jahre als verschollen. Sie ist 1977 in Göttingen wieder aufgetaucht. Das fast legendäre Bernsteinzimmer, das deutsche Dienststellen 1942 aus Zarskoje Selo nach Königsberg zurückschafften und hier im Schloss aufbauten, scheint verloren. Die sowjetische Presse hat sein Verschwinden als barbarischen Kunstraub angeprangert.

Aufgrund amtlicher Unterlagen aus dem Jahr 1972 hat der Autor den Verlauf von noch acht Bahnstrecken nachgewiesen. Die Gleise sind auf die russische Breitspur umgenagelt worden – ein festgehämmertes eisernes Symbol! Über die unter Naturschutz stehende Kurische Nehrung führt nun eine Buslinie von Königsberg nach Memel. Wichtigste Bahnstrecke ist diejenige von Kaliningrad nach Kaunas, Wilna und Moskau. In Eydtkuhnen, jetzt Cemysevskoe, dem einst so bedeutenden Grenzbahnhof, halten die Schnellzüge nicht mehr.

Der Autor entdeckte nicht das geringste Anzeichen, dass es Schulen für die Minderheiten gibt. Er zitiert einen Bericht des 1976 in den Westen übergesiedelten Tomas Venclova, wonach in Tollmingkehmen noch viele Litauer leben. Da sie keine eigene Schule hätten, würden manche von den Russen assimiliert, andere aber schickten ihre Kinder in die



W. Lewis 82

Schulen der nur wenige Kilometer weiter östlich gelegenen Sowjetrepublik Litauen. Nationaler Überlebenskampf im sowjetischen Würgegriff!

Ein Lichtblick im waffenstarrenden Arsenal des «Kaliningradskaja Oblast» ist Rossitten (Rybacij), die weltberühmte Vogelwarte auf der Kurischen Nehrung. Ob's daran liegt, dass kein Eiserner Vorhang etwas gegen die Vögel vermag? Die sowjetischen Wissenschaftler verstehen ihre Arbeit in der alten, erweiterten Anlage als Fortsetzung des deutschen Erbes. Nirgends wie auf der Kurischen Nehrung versammeln sich die Vögel so gedrängt. Da der Name Rossitten in aller Welt bekannt ist, steht in russischen Veröffentlichungen weiterhin auch der deutsche Name.

Der grosse historische Bruch

Gründlich setzt sich der Marburger Forscher mit dem beispiellosen historischen Bruch auseinander, der sich im Königsberger Gebiet vollzogen hat. «Was bedeutet das für den Dichter und Schriftsteller, der über das Woher und Wohin seiner Mitmenschen nachzudenken und dieses Nachdenken künstlerisch zu gestalten hat?» Der Fragende unterscheidet zwei Gruppen von Vertretern der schreibenden Zunft. Zur ersten zählt er solche, die grundsätzlich dem Problem der Vergangenheit und der Frage der Legitimität aus dem Wege gehen. Im Sinne einer parteioffiziellen Heroisierung behandeln sie besonders die «Befreiung Königsbergs vom faschistischen Joch» und den friedlichen Aufbau einer blühenden Region. Literatur als Parteiauftrag! – Die andere, viel kleinere Gruppe ist, im Rahmen des Möglichen, um eine Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit bemüht. Als Prototyp eines Dichters, der sich mit dem Problem der historischen Kontinuität in Ostpreußen beschäftigt, kommt Sergej Smimov zur Sprache.

1968 erschienen in der Zeitschrift «Moskva» von Smimov die zwei aufschlussreichen Gedichtsammlungen «Na pogramicnom za-

pade Rossii» (Im westlichen Grenzgebiet Russlands) und «Mogila Kanta» (Das Grab Kants). In einem ausführlichen Kommentar schreibt Wörster, das Bemühen Smimovs, das Schicksal des eroberten deutschen Landes zu erahnen, sei ungewöhnlich, wobei der Russe natürlich die sowjetische Position rechtfertige. Im Gedicht «Kafedral'nyj sobor Kenigsberga» (Der Dom von Königsberg) wird Nietzsche als der verhängnisvolle deutsche Philosoph abgekanzelt, dessen Geistesverfassung Deutschland zu Raubzügen verführt und in den Abgrund gestürzt habe. Anhand der Trümmerhaufen Königsbergs will der Russe auch die idealistischen Vorstellungen Kants widerlegen, den er immerhin als Philosophen gelten lässt. Kant habe nicht mit dem Säbel gerasselt, er sei gütig wie Myrrhe. Die Welt aber sei materiell, nicht ideell. Auch in Königsberg habe die überlegene Weltanschauung, der Gang der Geschichte, gesiegt. Der deutsche Autor (hier Übersetzer und Kommentator) hat darauf verzichtet, an das Geheimprotokoll des Hitler-Stalin-Paktes zu erinnern, das nach Absprache mit dem «Führer» für Stalin der Freipass zu Raubzügen war.

Schon früh hat man auf deutscher Seite versucht, die seit 1945 von den Sowjets willkürlich vorgenommenen Neubenennungen festzustellen. Das 1980 abgeschlossene Ortsnamens-Verzeichnis, das als Grundlage zu weiteren Nachforschungen dient, enthält über 500 Namen aus deutscher Zeit, die als sowjetische Siedlungen identifiziert werden konnten. Immer noch gross ist die Zahl der Orte, über deren Schicksal nach 1945 überhaupt nichts bekannt geworden ist. In deutscher Zeit gab es im nördlichen Ostpreußen 1'650 Gemeinden. Viele davon mögen nach dem Krieg nicht mehr besiedelt worden sein, andere könnten jetzt verwaltungsmässig zu grösseren Gemeinden gehören.

Ausser früheren Forschungsarbeiten, Landkarten, Zeitungen und Bekanntmachungen aus dem Sowjetbereich hat Wörster die in Moskau herauskommenden Eisenbahnkursbücher und russische Sachbücher ausgewertet, so zum Beispiel das in Kaliningrad erschienene Buch «Sturm Kenigsberga», in dem 99 Namen von Orten und Flüs-

sen vorkommen. Im alphabetischen Ortsverzeichnis sind auch die 1938 vom Gauleiter Koch vorgenommenen Verdeutschungen berücksichtigt.

Der krasse historische Bruch, der zu unermesslichen menschlichen Tragödien führte, kommt ebenfalls in der Kluft zwischen der alten, historisch gewachsenen und der neuen, willkürlichen Namensgebung zum Ausdruck. Aus Rauschen, dem Badeort an der Bernsteinküste – welch herrlicher Sommertag! – ist Svetlogorsk geworden, aus Trankwitz bei Königsberg Zapadnoe. Die Siedlung Vierbrüderkrug scheint untergegangen. Das Städtchen Gerdauen nahe der brutalen Demarkationslinie am Nordrand Masurens heisst jetzt russisch Schelesnodoroschnyj.

Eine absurde Grenze

Seltsam ist, dass der genaue Verlauf der wie mit dem Lineal gezogenen Teilungslinie durch Ostpreußen auf keiner Landkarte genau auszumachen ist. Mehrmals muss es zu Grenzkorrekturen gekommen sein. Fest steht, dass die polnische Seite, die gewisse historische Ansprüche geltend machte (Masuren), bei der Grenzziehung nur ein bescheidenes Mitspracherecht hatte. Was wir von dieser Grenze wissen, verdanken wir polnischen Quellen, doch fehlt auch von polnischer Seite eine Karte oder eine Beschreibung, die es ermöglichen würde, den Strich durch Ostpreußen etwa im Massstab 1 : 100'000 zu kartieren.

Ostpreußen war seit Jahrhunderten Grenzland, und es ist – im sowjetischen Machtbereich ein Begriff ohne historische Relevanz – paradoxerweise ein Grenzland geblieben. Heute wird es von einer Grenze so zerschnitten, dass die Menschen des Nord- und Südtails vollständig voneinander getrennt sind. Auch wo Königsberg von der «Demarkationslinie» bloss 40 Kilometer entfernt ist, liegt die Stadt für uns noch unendlich weiter als Honolulu.

Die Polen haben eine zwei bis sechs Kilometer breite Grenzzone geschaffen. Der eigentliche Grenzstreifen schwankt zwischen 10 und 100 Metern. Die Grenze ist mit Pfeilern, Schranken und Warn-

anlagen gekennzeichnet. Über die vermutlich streng bewachte sowjetische Grenzseite wissen wir nichts.

Ostpreußens einst wichtigste Bahnstrecke Königsberg-Berlin führt durch die Grenzzone zwischen Heiligenbeil (sowjet. Mamonovo) und Braunsberg (pol. Braniawo); sie wurde nicht ganz unterbrochen, dient, mit Normal- und Breitspur, noch dem Güterverkehr. Wie die meisten «grenzüberschreitenden» Schienenstränge sind auch fast alle Strassen unterbrochen. An einigen Stellen wird die Grenze ausser für den Güteraustausch gelegentlich noch für politisch motivierte Delegationen geöffnet.

In der polnischen Grenzzone dürfen nur Bürger wohnen, die schon früher hier ihren Wohnsitz hatten. Beim Baden, Fischen und bei Benutzung eines schwimmenden Gerätes muss am Tag eine Grenzdistanz von 100 Metern und bei Nacht von 200 Metern eingehalten werden. Landwirte mit Grundstücken unmittelbar an der Grenze haben ständig einen Streifen Land gesäubert zu halten. Sie dürfen Weiden und Hecken nur am Tag und nach Vereinbarung mit den Grenzbehörden beschneiden und müssen dafür sorgen, dass keine Sichtbehinderung eintritt. Es ist verboten, über die Grenze hinweg Gespräche zu führen.

Ein neuer Stadtplan

Eine wehmütige Überraschung für einstige Bewohner oder auch nur Besucher Königsbergs ist ein 1977 gezeichneter Plan der heutigen Stadt. Im Gewirr der Strassen, Plätze, Bauten und Hafenbecken sucht man die alten Orte, die mit persönlichen farbigen Erinnerungen verknüpft sind. Das von pulsendem Leben umbrandete Schloss, an dem ich mich immer wieder orientiert habe, ist verschwunden. Die Namen der Strassen, Plätze und Sehenswürdigkeiten sind ausgelöscht, und, sofern die Namensträger noch existieren, durch völlig neue in kyrillischer Schrift angegeben und auf einem Beiblatt mit den entsprechenden Namen aus der deutschen Zeit

vermerkt, soweit sie sich ermitteln liessen. Denn: gewisse Strassenzüge haben sich verschoben. Die ersten schweren Schläge hatte Königsberg im August 1944 von englischen Bombern erhalten.

Der Hauptbahnhof am Südrand der Stadt befindet sich, vermutlich mit neuem Aufnahmegebäude, am selben Platz. Gleich nebenan haben die Russen ein grosses Buszentrum eingerichtet. Hier stand auf leichter Erhöhung die Haberberg-Kirche. Als belebte Hauptachse der Stadt habe ich die Strassenfolge vom Hauptbahnhof nordwärts vorbei an der Dominsel zum markanten Turm des Schlosses in Erinnerung – heute der Lenin-Prospekt, die «Magistrale» von Kaliningrad, einst Vorstädtische, Kneiphöfische Langgasse (Dominsel) und Kantstrasse. Viele Strassennamen könnten einem russischen Geschichtsbuch entnommen sein: Strasse der Tschekisten, Karl-Marx-Strasse, Friedensprospekt usw. Die ehemalige Börse dient jetzt als Kulturpalast der Seeleute, während die einstige Ratshöfer Kirche zum Kulturpalast der Waggonfabrik umfunktioniert ist. Der Bunker und Befehlsstand von General Lasch, der die Kapitulationsurkunde unterschrieben hat und von Hitler – im Abwesenheitsverfahren – zum Tod verurteilt wurde, enthält ein militärgeschichtliches Museum. Peter Wörster erwähnt ein Stadt- und Gebietsarchiv, von dem Aussiedler berichtet hätten. In ihm würden die erhalten gebliebenen Unterlagen aus deutscher Zeit säuberlich aufbewahrt. Es wäre ein Zeichen wahrer Entspannung, wenn einstige Königsberger, deren Nachkommen oder sonst interessierte Menschen aus dem Westen dieses Archiv und damit das neue Königsberg aufsuchen könnten.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass nicht die Sowjets dem angesehenen liberalen Blatt von Königsberg, der «Hartungschen Zeitung», den Todesstoss versetzt haben, sondern schon 1933 die Nazis. Um den Weg freizumachen für die «Kaliningradskaja prav-da». Die Wahrheit von Königsberg!

Offt erscheint es mir wieder, wie ein Traumbild, das alte schöne Königsberg mit seinen Türmen, Speichern und Hafenbecken, aber

nie ohne die geheimnisvoll lockende Weite des ostwärts sich erstreckenden Grenzlandes. Überschattet vom lauernden Dämon der Geschichte, der einst schon das stolze Karthago zu Fall gebracht hat.

«Es ist ein Sperrgebiet»

Geheimhaltung ist einer der aufgezwungenen Wesenszüge der unter der Diktatur der KPdSU lebenden geschlossenen Sowjetgesellschaft. Diese nicht von innerer Stärke zeugende Eigenschaft kommt im eroberten, völlig neu besiedelten nördlichen Ostpreußen ganz besonders zum Ausdruck. Ob die Moskauer Machthaber das unfassbar gegenwärtige, nicht auszulöschende Unrecht fürchten, das Hunderttausende von Vertriebenen bewegt, deren eigentliche Heimat Ostpreußen ist? Oder ist es die Angst vor Spionen, vor «Revanchisten» oder vor dem der Sowjetherrschaft in Polen gefährlich gewordenen Bazillus der Wahrheits- und Freiheitsliebe? Sprechen über die Grenze hinweg verboten!

Es ist still, unheimlich still um die Grenze, über die hinweg man nicht sprechen darf. Und still um das Gebiet in Ostmitteleuropa, das die abendländische Kultur so sehr bereichert hat, uns aber seit 1945 verschlossen ist. Soll es ganz zur Beute des von den Sowjets inszenierten Schweigens und Vergessens werden? Die sogenannte freie Welt des Westens, die allen Grund hätte, sich ernsthaft mit Ostpreußen zu befassen, wird, nicht zuletzt «dank» einem grossen Teil ihrer Medien, von Ereignissen fern im Osten, in Südafrika, Mittel- und Südamerika und von eigenen spektakulären Protestaktionen in Atem gehalten, während im Königsberger Gebiet in aller Stille auf die westlichen Städte gerichtete SS 20 aufgestellt und Atom-U-Boote zu Erkundungsfahrten in westliche Küstengewässer ausgerüstet werden ... Die jetzt schon seit mehr als einer Generation in der Bundesrepublik lebenden Ostpreußen haben eigene Zeitungen, in

denen sie ihre Interessen vertreten, ihr kulturelles Erbe und ihre Heimatverbundenheit pflegen. Ich durchblätterte einige der jüngeren Nummern des vorzüglich redigierten «Ostpreußenblattes» und des ansprechenden, mit viel Lokalkolorit ausgestatteten «Memeler Dampfbootes», der in Oldenburg monatlich herauskommenden Heimatzeitung der Memelländer. Ohne Hass und Rachegefühl werden in diesen Blättern die berechtigten Ansprüche auf den alten Heimatboden geltend gemacht. Viel Raum gehört dem Gedanken der Landsmannschaft und den Erinnerungen. Ich las zahlreiche Todesanzeigen von fern der Heimat Verstorbenen und war überrascht von der Vielzahl der Namen, die auf litauische, kurische oder gar prussische Herkunft schliessen lassen. Namen wie Simaitis, Ermoneit, Skraudies, Kalinsky, Grigoleit, Mikalauk, Barononski, Szameit, Gelszinnus, Scheduikat, Kraujalis zeugen davon, dass sich im Laufe der Jahrhunderte die deutschen Kolonisten mit den früheren, andersstämmigen Bewohnern der Waldgebiete zwischen Weichsel und Memel zum einen Menschenschlag des deutschen Ostpreußen vermischt haben.

In den Vertriebenen-Blättern lesen wir Berichte von glücklichem Wiedersehen nach langer Zeit wie auch Zeugnisse schmerzhafter Trennung. Eine Frau in Kanada sucht durch ein Inserat ihre Mutter und Schwester, die sie vor 38 Jahren auf der Flucht aus den Augen verloren hat. Ein Martin Gaigalat aus Bergheim möchte alte Jahrgänge des «Memeler Dampfbootes» kaufen. Längst «verjäherte» Lokalzeitungen als Heimatersatz!

Im «Memeler Dampfboot» vom Januar 1982 ist von einer Initiative des Unionsabgeordneten Dr. Otfried Hennig die Rede. Der in Königsberg geborene Sprecher der ostpreußischen Landsmannschaft schlug der Bundesregierung vor, auf dem KSZE-Nachfolgetreffen in Madrid Schritte zu unternehmen, um Reisemöglichkeiten auch für das Gebiet des nördlichen Ostpreußens durchzusetzen.

Es war dann, wie weiter berichtet wird, Bundespräsident Carstens vorbehalten, beim Besuch Breschnews in Bonn den Kremlherm direkt zu fragen. Carstens habe eindringlich dargelegt, es wäre ein Schritt zu wirklicher Entspannung, wenn alle gebürtigen Ostpreußen, aber auch Menschen wie er selber, der in Königsberg studiert habe, die Möglichkeit erhielten, dieses Land zu besuchen.

Breschnew habe erstaunt reagiert, sich zum Aussenminister Gromyko umgedreht und gefragt: «Lassen wir denn das nicht zu?» Und Gromyko habe erwidert: «Es ist ein Sperrgebiet.»

Ist es nicht das selbstverständlichste Menschenrecht, seine Heimat wenigstens besuchen zu können?

Nachträge

Dank an Peter W. Wörster

Ganz besonders danken möchte ich Peter W. Wörster (mit dem ich den Leser schon bekanntgemacht habe) für seine wertvollen Hinweise und Literaturangaben. Sein verdienstvolles Werk «Das nördliche Ostpreußen nach 1945», das im dritten Teil meiner Publikation zur Sprache kommt, hatte mir den Anstoß gegeben, meine Erinnerungen festzuhalten und mich in der Folge allgemein mit dem Thema Ostpreußen zu befassen. Die Motive waren: Interesse, Sehnsucht, Empörung. Über diesen letzten (oder ersten) Grund habe ich mich zu Beginn des «Vergessenen Landes» kurz geäußert. Zur sogenannten Sehnsucht nur dies: Als vom Krieg verschonter Schweizer bin ich mir bewusst, in welchem krassem Missverhältnis meine Sehnsucht nach dem untergegangenen Bernsteinland zum Schicksal all derer (und wieviele sind es!) steht, die durch den «totalen Krieg» ihr Leben oder ihre Heimat verloren haben.

Wie die zitierten Werke Lehdorffs und Kopelews und auch die ergreifende Dichtung Solschenizyns «Ostpreußische Nächte» steht die wissenschaftliche Arbeit von Peter W. Wörster ganz im Dienst von Wahrheitssuche und Völkerversöhnung. Wörster verdanke ich auch die Kenntnis eines einzigartigen Dokumentes. Es sind die Tagebuchaufzeichnungen eines russischen Artillerieoffiziers, der im Kampf um die Festung Königsberg gefallen ist. Der Marburger Forscher schrieb mir, für ihn sei die Dokumentation von russischen Stimmen zu den Ereignissen in Ostpreußen 1944 ff. im Hinblick auf ein zu erwartendes ehrliches deutsch-russisches Gespräch ein wichtiges Anliegen. Denn ein gutes deutsch-russisches Verhältnis jenseits der Tagespolitik von heute – sei für die Lösung der europäischen Probleme und die Begründung einer dauerhaften Friedensordnung entscheidend.

Jurij Uspenskij

Es ist der in Bern lebende Historiker und Leiter der Stiftung Osteuropa-Bibliothek Dr. Peter Gosztony, der uns mit einem Beitrag der in Frankfurt erscheinenden «Wehrwissenschaftlichen Rundschau» (Heft 9/1969) die Tagebuchaufzeichnungen von Jurij Uspenskij vermittelt. Der russische Artillerieoffizier war in die erbitterten Kämpfe um Metgethen westlich von Königsberg verwickelt, wo er Mitte Februar 1945 gefallen ist. Bei der zeitweiligen Rückeroberung Metgethens und der Nachbardörfer fiel sein Tagebuch deutschen Soldaten in die Hände. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass mit Bezug auf die Untaten der russischen Soldaten in diesem Kampfabschnitt im Februar/März in Königsberg die Schrift herauskam «Rache für Metgethen». Sie sollte die Verteidiger Königsbergs für den «Kampf bis zum letzten Mann» (Kochs Devise) motivieren.

Jurij Uspenskij stellt in seinem Tagebuch spontan Betrachtungen an, die uns zum Nachdenken zwingen. Auf der Suche nach seiner Einheit, von der er durch die Kriegswirren getrennt worden war, kam er am 23. Januar 1945 aus der Gegend von Wilna nach Kybartai, fuhr durch das «halbzerstörte Städtchen» Eydtkuhnen, rückte über Stallupönen (grenzenlos verwüstet), Gumbinnen, Insterburg nach Wehlau vor. Am 2. Februar traf er im Dorf Fuchsberg ein, das nur wenige Kilometer östlich von Tharau liegt. Nachdem die Rote Armee das stark befestigte Königsberg von Süden her abgeriegelt hatte, gelangte er in die Kampfgegend westlich der Stadt. In Schuditten machte Uspenskij am 15. Februar 1945 seine letzten Eintragungen. Bestimmt hätte er sich nicht träumen lassen, dass sein Tagebuch kurz darauf in die Hände der damals schon so gut wie geschlagenen Deutschen und dann in die der Amerikaner fallen würde. Hier die besagte Publikation.

Die Tagebuchaufzeichnungen eines russischen Artillerieoffiziers in Deutschland im Frühjahr 1945

Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Peter Gosztony

Am 19. Februar 1945 griff die Armeeabteilung Samland mit drei Infanteriedivisionen die russische 39. Schützenarmee an, um einen Weg zwischen Pillau und dem seit Ende Januar belagerten Königsberg freizukämpfen. Dieser Angriff wurde auch von zwei Divisionen der Königsberger Garnison sowie durch das Feuer von schweren deutschen Schiffsgeschützen unterstützt. Die 39. Schützenarmee leistete starken Widerstand, doch gelang es den deutschen Truppen, einen Korridor bis Königsberg freizukämpfen, den man mit Mühe und Not bis zum 6. April 1945 halten konnte.

Bei diesen Kämpfen fanden deutsche Soldaten im Ort Kragau bei einem gefallenem russischen Artillerieoffizier ein von Hand geschriebenes Tagebuch, das man zur Auswertung dem OKH/Fremde Heere Ost weiterleitete. Dort wurden die Tagebuchaufzeichnungen des Jurij Uspenskij, Offizier der 2. Garde-Artilleriesdivision des 5. Artilleriekorps in der 1. Baltischen Front übersetzt und ausgewertet. Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht wurde dieses Dokument mit vielen anderen Heeresakten des OKH nach Übersee, in die Vereinigten Staaten verfrachtet. Sie werden gegenwärtig in Washington D.C., im National Archiv, bei den «Erbeuteten deutschen Heeresakten» unter der Bezeichnung T 78-525/78-91 aufbewahrt.

Der Herausgeber dieses Tagebuches entdeckte dieses zeitgeschichtliche Dokument während seiner Forschungsarbeit im Herbst 1968 in Washington. Mit seiner Veröffentlichung glaubt er, der

zeitgenössischen Geschichtsschreibung einen Dienst zu erweisen, die insbesondere wenig Material über die Tätigkeit, Gefühle sowie Handlungen der Rotarmisten hinter den Frontlinien während der letzten Monate des Krieges besitzt.

Jurij Uspenskij's unzensurierte Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit vom 12. Januar bis 15. Februar 1945 sind in mancher Hinsicht wertvoll. Der russische Offizier, ausser Zweifel ein gebildeter und mit dem europäischen Geistesleben vertrauter Mann, betrachtete die «neue Welt», wohin er mit der Roten Armee im Januar 1945 kam, mit offenen Augen. Er war kein Deutschenhasser, wenigstens nicht im Sinne der üblichen Propagandisten der Roten Armee. Er bemerkte sofort die ökonomischen Unterschiede zwischen seiner Heimat und Deutschland («Endlich sind wir in ein reiches Land gekommen»). Er philosophierte gern und wollte nicht verstehen, warum die Deutschen, denen es ja so gut ging, den Krieg mit den anderen europäischen Völkern begonnen haben. Aus seinen Tagebuchaufzeichnungen geht immer wieder die Sehnsucht nach einer Beendigung des Krieges, nach Friede hervor. Genauso versucht er, sich für seine Kameraden zu rechtfertigen, die durch die blinde Rachsucht alles, aber auch alles im eroberten Land zu vernichten versuchen. Manchmal sinniert er selbst über den Sinn und die Gefühle der Rache («Die Unseren haben Ostpreußen nicht schlechter behandelt als die Deutschen das Smolensker Gebiet»). Die hitlerische Rassentheorie und die schrecklichen KZ-Lager Majdanek, worüber zu jener Zeit alle Frontzeitungen der Roten Armee Bilder veröffentlichten, schwächten auch seine humanen Gefühle. Er rechtfertigt die Handlungen seiner Kameraden mit den Erlebnissen der letzten Jahre, doch kann auch er nicht schweigen darüber, wie sich Rotarmisten gegenüber der Zivilbevölkerung, insbesondere gegenüber der weiblichen Bevölkerung benahmen. Unseres Wissens ist dies das erste diesbezügliche russische Dokument, das von der «anderen Seite» der Front die Vergewaltigungswelle in Ost-

preußen beschreibt. Ein anderer interessanter Aspekt ist noch die Tatsache, dass der Artillerieoffizier, dessen Rangabzeichen wir nicht kennen, fast zwei Wochen brauchte, um seine Artilleriedivision zu finden. Der rasche Vormarsch der Roten Armee und die mangelhaften technischen Kommunikationsmöglichkeiten brachten in dieser Zeit – das wissen wir heute von einer ganzen Reihe Studien und Erinnerungen russischer Heeresführer – sehr häufig solche Erscheinungen mit sich.

Der Text des Tagebuches des Jurij Uspenskij wurde nur unwesentlich gekürzt.

12.1.1945

Die Lage an der Front hat sich nicht geändert. Mit Ungarn wird erbittert gekämpft. Tag für Tag wird die Budapester Kampfgruppe enger zusammengedrückt, die Deutschen greifen erbittert an mit der Absicht, durchzubrechen¹. Im Allgemeinen sind die Kämpfe dort sehr hart². Im Westen greifen die Deutschen ebenfalls an, die Alliierten machen Gegenangriffe, es wird immer auf der Stelle getreten, die Erfolge der einen oder anderen rechnen nach Kilometern. Die Flamme des Krieges hat die ganze Welt erfasst. In Griechenland kämpfen die Engländer schon längst gegen die griechischen Partisanen³.

1 Während der Jahreswende 1944/45 spielten sich sehr schwere Kämpfe in Ungarn ab. Die «Festung Budapest» mit ihren 70'000 deutschen und ungarischen Soldaten waren von den Truppen der 2. und 3. Ukrainischen Front am 24. Dezember 1944 eingeschlossen. Der erste deutsche Entsatzversuch wurde am 1. Januar 1945 durch das verstärkte IV. SS-Pz.-Korps unternommen, das Budapest jedoch nicht erreichen konnte.

2 Am 4. April 1968 bemerkte die ungarische Tageszeitung «Magyar Nemzet», dass die Kämpfe in Ungarn 1944/45 eine der erbittertesten und verlustreichsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges war. «Ausser in den Gebieten der Sowjetunion und Polen fanden die schwersten Kämpfe in Ungarn statt, für dessen Befreiung mehr als 500'000 Rotarmisten ihr Leben opferten.»

3 Die kommunistische griechische Partisanenbewegung ELAS trat am 1. Dezember 1944 aus der im Oktober 1944 gebildeten Koalitionsregierung Pa-

Unsere Front muss in diesen Tagen zum Angriff antreten. Die Kräfte konzentrieren sich. Deshalb werde ich wohl nicht mehr sehr lange bei der 45. Lehrabteilung bleiben können. Hier ist es auch unruhig. Rund herum operieren die Banden der polnischen Partisanen⁴. Häufig werden unsere Offiziere und Soldaten in Wilna ermordet. Dies geschieht fast in jeder Nacht. Gewiss, unsere kämpfen dagegen, und es wird jetzt jeder erfasst, der unter die Hand kommt. Im Allgemeinen ist die Lage sehr gespannt.

Ich befinde mich hier seit dem 2. November 1944, also seit zwei-einhalb Monaten. Seit der letzten Zeit fühle ich mich sehr schlecht, esse fast gar nichts, bin mager geworden, schlafe sehr wenig. Die Gründe dafür sind erstens, dass ich mich mit der Dichtung beschäftige, und zweitens, dass S.⁵ sehr schwer krank ist, – und das wirkt auf mich niederdrückend. Den Briefen nach ist das Leben zuhause sehr schlecht, die Grossmutter bittet um Geld und was soll ich ihr schicken? Ich habe meinen Sold schon im Voraus für Getränke ausgegeben. Und wenn ich hier auch länger bleiben sollte, so könnte ich doch nichts überweisen, denn man darf nur von der Front Geld nach Hause schicken. Und ohne Geld ist es hier sehr schwer auszu-

pandreou aus. Am 16. Dezember 1944 kam es zwischen ELAS-Einheiten und griechischen königstreuen Truppen im Raum Athen zu offenen Kämpfen, in die sich auch britische Truppen einmischten. Hitler mass dieser «Ost-West»-Auseinandersetzung grosse Bedeutung zu und Goebbels prophezeite, die Ereignisse in Athen seien eigentlich der Beginn des Dritten Weltkrieges.

4 Der Verfasser des Tagebuches spricht offensichtlich von der «Armia Krajowa», von der polnischen Heimatarmee. Diese kämpfte noch Ende des Jahres 1944 gegen die Deutschen, stellte jedoch bei der Annäherung der Roten Armee ihre Aktionen ein. Sie entsprach den Anweisungen der Exilregierung vom 8. Dezember 1944, die besagte, dass im Falle einer sowjetischen Okkupation aus den nationalgesinnten Kampftruppen eine neue militärische Untergrundorganisation «Niedpodleglosc» (Unabhängigkeit) zu schaffen sei, die dann ihre Tätigkeit gegen die Rote Armee entfalten sollte. Die Russen griffen gegen die polnischen «Banden» mit äusserster Schärfe durch.

5 S = Sarina (?). Vermutlich die Frau des Tagebuchführers.

kommen. Meine frühere lustige Stimmung ist vorüber. Sarina ist dem Tode nahe, die Freunde schreiben nicht. Mehr als drei Jahre tobt der Krieg, Millionen von Menschen sind ums Leben gekommen, und Millionen müssen ungeheure Qualen ertragen. Die Mutter ist gestorben, ich war nicht bei ihr, habe sie nicht gesehen und ihr wenig geschrieben, sie dagegen schrieb mir öfters. Der Vater, den ich kaum gesehen habe, ist gefallen. Die Schwester schreibt nicht, was mit ihr los ist. Grossmutter und Tante leben schlecht, und ich tue nichts, um ihnen zu helfen. [...]

13.1.1945, auf dem Gut Welitschany bei Wilna

In Wilna hat sich eine sehr starke Explosion auf dem Bahnhof ereignet. Man sagt, dass ein Güterzug auf einen Benzintankwagen aufgefahren sei. Der Tankwagen ist explodiert und die Artilleriemunition, mit der der Güterzug beladen war, flog in die Luft. Man sagt, dass es dabei nicht wenige Opfer gegeben hat. Anscheinend handelte es sich um Sabotage. Bei uns spricht man sehr feindselig über die Polen. Man sagt sogar, dass sie alle erhängt werden müssten, und dazu sagt man noch die Kultur-Phrase: «Das polnische Volk ist geschichtlich zum Leben gar nicht geeignet»⁶! So etwas können nur Dummköpfe sagen, denn das ist ja eine Rassentheorie! Wieviele Dummköpfe gibt es doch noch! Der Grundsatz der kommunistischen Auffassung besagt: «Alle Völker haben das Recht zu leben, alle Nationen besitzen das Selbstbestimmungsrecht!» Man muss nur ein Internationalist sein. Dieser Gedanke ist der idealste und freiheitlichste, also demnach auch der fortschrittlichste. Ist es

6 Die Polenfrage war eine der Kardinalfragen zwischen Russen und Westalliierten während der ganzen Dauer des Zweiten Weltkrieges. Die polnische Exilregierung von Ministerpräsident Arciszewski lehnte noch im Dezember 1944 ab, das von den Russen 1944 ins Leben gerufene sogenannte «Lubliner Komitee» als Vertreter des polnischen Volkes anzuerkennen. Daraufhin hat die Sowjetregierung am 3. Januar 1945 dieses Komitee als «die provisorische Regierung der Republik Polen» anerkannt.

denn überhaupt möglich, ein ganzes Volk zu erhängen? Ja, einige haben das versucht, aber dann sind sie selbst in die Schlinge geraten. Es ist zumindest dumm, wenn man von dem polnischen Volk als von einem Feind spricht nur deshalb, weil im Gebiet von Wilna ein paar terroristische Banden ihr Unwesen treiben. Und keiner von denen, die so sprechen, hat sich die Mühe gemacht, das polnische Volk näher kennen zu lernen und zu ergründen, was das polnische Volk – und nicht der Wilnaer Bandit – fühlt, sowie die polnische Geschichte zu verfolgen, um sich die Ursachen dieser oder anderer Geschehnisse klarzumachen.

Gestern war ich im Kino und habe den Film «Jubiläum» gesehen. Die Reportage «Belgrad» hat mir sehr gefallen. Man sieht tausende Zivilisten, darunter auch die unsrigen. Hübsche Mädchen, Greise und alte Frauen lächeln unseren vorüberfahrenden Panzern zu. Sie alle wollen leben, doch fühlen sie den Tod. Und welche grosse Verantwortung müssen die Anstifter dieses Krieges, Hitler und Konsorten, tragen? Was für eine schreckliche Strafe müssten sie erhalten! Es ist ein Verbrechen, den Krieg zu lieben und ihn in Liedern zu verherrlichen. Nein, es ist sogar schon ein Verbrechen, nur ein gutes Wort über den Krieg zu sprechen. Kanonen und Flugzeuge müssen ein Gefühl der Abscheu wachrufen. Kein Laut eines Wortes, keine Note einer Musik, kein Pinselstrich einer Farbe dürfte der Verherrlichung des Krieges dienen!

15.1.1945, Montag

[Der Verfasser des Tagebuches nennt die Namen einiger Schriftsteller, darunter auch deutsche Schriftsteller und hervorragende Genies: Schiller, Goethe, Heine, Koch, Beethoven, Mozart, Hegel, Marx, Engels, Remarque, Feuchtwanger, Zweig, Strauss – und schreibt weiter:]

Man muss gegen alles das feindlich gesonnen sein, was ein Feind des internationalen Humanismus ist, und Freund allen dem, was mit ihm zusammenhängt. Nur im Humanismus kann die Antwort auf alle Fragen des Gewissens gefunden werden. Das Gewissen ist der

Humanismus. Er bedeutet das Gute. Ein Welthumanismus, ein internationaler Humanismus. Man muss immer an diese Worte denken! Mit Schmutz muss man bewerfen Männer wie Napoleon, Batiġ, Mamaj, Nero, Hitler, Julius Caesar – alles Unglück, alles Ausſätze der Menschheit, diese Pest unter den Menschen.

Ein weiches Lächeln von Dickens, ein schneidendes Lachen von Swift – das ist das Leben!

$a^2 = b^2 + c^2$, das ist das Leben!

Leo Tolstoj, – das ist das Leben!

Gestern hat uns der Gehilfe des Chefs der Abteilung der Front besucht. Es wurden Leute für den Kurs in Kostroma gesucht. Man hat mich auch gerufen. Es entstand folgendes Gespräch: «Von wo sind Sie gekommen?» – «Aus der 7. Garde Schützendivision» – «Weshalb sind Sie versetzt worden?» – «Weil ich getrunken habe und selbständig handelte», – «Was sollte man mit Ihnen jetzt anfangen?» – «Was Sie wollen. Wohin Sie mich schicken, dahin gehe ich.» – «Warum haben Sie sich so geführt?» – Keine Antwort. – «Also an die Front!» – «Jawohl, an die Front!»

Der Kampf um Polen begann. Nach dem Schlag der 1. ukrainischen Front gegen Kielce erfolgte ein grosser Schlag der 1. Weissrussischen Front gegen Radomir. Südlich von Warschau wurde ein grosser Keil in die deutsche Front getrieben, der sich mit toller Wucht vorarbeitet und verbreitert. In Budapest muss in diesen Tagen das Ende bevorstehen. Wahrscheinlich werden bald noch einige Schläge erfolgen und zwar nördlich Warschau. Da steht die 2. Weissrussische Front. Nicht umsonst ist Rokosowskij als Befehlshaber dieser Front eingesetzt⁷. Über unsere Front ist vorläufig noch nichts bekannt. Man spricht davon, dass die 13. Armee gleich-

7 Die 2. Weissrussische Front, deren Oberbefehlshaber Marschall K.K. Rokosowskij war, begann ihren Angriff aus den Narew-Brückenköpfen beiderseits von Rozan gegen die Front der 2. deutschen Armee am 14. Januar 1945.

falls zum Angriff angetreten ist, aber ich glaube jetzt den Gerüchten nicht mehr. Die Offensive in Polen geht wie eine Walze vorwärts, Warschau, Tschenstochau und eine ganze Menge anderer Städte sind schon erobert. Unsere Gruppen stehen vor Krakau, Litzmannstadt und an den Grenzen Schlesiens. Im Allgemeinen ist der Erfolg sehr gross. Wahrscheinlich sind die Alliierten mit diesem Verlauf der Dinge nicht sonderlich zufrieden, denn es ist ja symptomatisch, dass die Offensive gerade dann einsetzte, als in Lublin die provisorische polnische Regierung gebildet wurde⁸. Für diese Offensive ist jetzt eine gute Operationsbasis entstanden: mehr als die Hälfte Polens. Man sagt, dass am 12.1. unsere Front zum Angriff angetreten ist, aber es sind vorläufig keine Erfolge zu verzeichnen⁹. Morgen muss ich zum 5. Artillerie-Korps reisen. Ich werde den 120 mm Granatwerfern zugeteilt. Ich befinde mich in bester Stimmung. Weshalb? Der Teufel weiss es. Man kann mir aber auch Schwierigkeiten machen, da ich Artillerist bin.

18.1.1945

Wo und wann kann man sich schlechter fühlen als hier? Im Waggon ist es furchtbar schmutzig, kalt und gestopft voll Menschen. Wir sitzen zwei Stunden im Zuge, der noch immer steht. Die Stimmung ist scheusslich. Auf Wiedersehen, Wilna!

8 Die Beziehungen zwischen den Alliierten waren anfangs des Jahres 1945 noch verhältnismässig gut. Die Anglo-Amerikaner bemühten sich, auf militärischer Ebene die Schlappe bei den Ardennen vom Dezember 1944 wieder gut zu machen und auf politischer Ebene liefen die Vorbereitungen für die später historisch gewordene Jalta-Konferenz auf vollen Touren. Die «polnische Frage» und die «griechische Frage» waren hinsichtlich der gemeinsamen Zielsetzungen der Grossmächte nur von geringer Bedeutung. Sie konnten ihre Zusammenarbeit nicht ernstlich beeinflussen.

9 Am 13. Januar 1945 begann die 3. Weissrussische Front im Raum von Pillkallen (Ostpreußen) mit ihrer Offensive. Sie wollte die 3. deutsche Panzerarmee zerschlagen und die Ostsee erreichen. Diese Operation wurde auch von Truppen der 1. Baltischen Front unterstützt.

23.1.1945, Kybarten

Unsere Truppen stehen nicht weit von Königsberg, der Hauptstadt Ostpreußens. An den anderen Fronten geht es auch ununterbrochen vorwärts mit Ausnahme der 2. und 3. Ukrainischen Front vor Budapest¹⁰. Unsere Truppen befinden sich auf deutschem Boden, – nicht nur hier, sondern auch in Schlesien vor Breslau¹¹. Die 1. Weissrussische Front steht 250 km vor Berlin. Es scheint, dass sich der Krieg seinem Ende nähert.

Aus Welitschany sind wir am 19. Januar aufgebrochen. In Nowo Welejka sind wir in den Zug eingestiegen und kamen nach Wilna. Hier sind wir geblieben, weil der Zug nicht ausfahren konnte. Es ist bemerkenswert, dass in Wilna die Zahl der kleinen Läden und Gastwirtschaften sich sehr vermindert hat. Und zwar deshalb, weil Handelssteuern eingeführt wurden. Dadurch ist aber mehr Ordnung geschafft worden. Im Gespräch mit dem Wirt sagte dieser, dass Litauen von der Sowjetunion keine Unterstützung erhalte, da es aus eigenen Mitteln existieren könne.

Eydtkuhnen: ein halb zerstörtes Städtchen. Die Strassen sind voll mit Soldaten und Kraftwagen.

Stallupönen: Die Stadt ist grenzenlos zerstört. Man sieht nur Ruinen. Das 5. Artillerie-Korps haben wir nicht gefunden. Auf der Strasse sieht man diesmal weniger Zerstörungen als während des früheren Teils der Offensive. Auf den ehemaligen vorderen deutschen Linien ist die Wirkung unserer Artillerie zu sehen. Es ist bemerkenswert: auf der Strasse von der ehemaligen deutschen HKL bis Gumbinnen sah ich nur einen russischen Panzer, der zerstört

10 Die Kämpfe um Budapest – die in dieser Zeit fortdauerten – beschäftigten rege das Interesse der Rotarmisten. Einerseits verstanden sie es nicht, weshalb Hitler auf einem «Nebenkriegsschauplatz» einen so heftigen Widerstand leistet, andererseits waren sie über den Misserfolg der Roten Armee verstimmt, da die russischen Propagandaorgane die Einnahme Budapests schon für November 1944 ankündigten.

11 Am 20. Januar 1945 traten die ersten Einheiten der 1. Weissrussischen Front des Marschall Zukovs auf deutschen Boden.

war. Unsere Betreuung unterwegs ist gut organisiert. Wenn man an unsere Erfolge denkt, möchte man annehmen, dass ein Ende des Krieges bald bevorsteht. Wir befinden uns auf einem Punkt in der Arbeitersiedlung einer Ziegelei. Viele Möbel, Bücher und sonstiger Kram sind hier zurückgelassen worden. Morgen fahren wir nach Insterburg.

24.1.1945, Gumbinnen

Wir gingen durch die Stadt, die verhältnismässig verschont geblieben ist. Einzelne Gebäude sind zerstört, andere stehen noch in Flammen. Man sagt, dass diese von unseren Soldaten angezündet worden sind. Im Städtchen, das ziemlich gross ist, liegen Möbel und andere Gegenstände auf den Strassen herum. An den Wänden der Häuser steht überall geschrieben: «Tod dem Bolschewismus.» Damit wollten die Fritze¹² bei ihren Soldaten Agitation treiben. Und diese Aufschriften findet man nur in Gumbinnen und in der Umgebung dort, wo die Truppen durchgekommen sind. Mit diesen Aufschriften wollten sie ihre Soldaten ansprechen. Und bei uns hat man seit Kriegsbeginn mit solchen Aufschriften die Strassen von Moskau bis zur Front übersät!

Am Abend haben wir in Gumbinnen mit den Gefangenen gesprochen. Es waren vier Fritze und zwei Polen. Allem Anschein nach ist die Stimmung nicht gut, sie haben sich selbst ergeben und sagen: «Für uns ist es gleich, wo wir arbeiten, – in Deutschland oder Russland.»

Wir kamen schnell nach Insterburg. Wir beobachteten die ostpreußische Landschaft: Strassen, von Bäumen eingesäumt, Dörfer, deren Häuserdächer mit Ziegeln gedeckt sind¹³, Felder, die zum Schutz gegen das Vieh mit Stacheldraht eingezäunt sind – Inster-

12 «Fritz» – Spitzname der Rotarmisten für die Deutschen.

13 Diese Frage beschäftigte die Phantasie der Rotarmisten stark, denen man bisher nur vom Elend und der Not der «werktätigen Bevölkerung» Europas erzählt hatte. Die politischen Abteilungen der Roten Armee hatten sichtlich

burg ist grösser als Gumbinnen. Die ganze Stadt ist noch voll Rauch. Die Häuser brennen nieder. Die Stadt ist sehr stark zerstört, die Strassen sind voll Schutt und Ziegeln und verschiedenem Hausrat. Es ertönen oft Explosionen, unsere Pioniere sprengen die Ruinen. Auf den Strassen sieht man öfter zerstörte deutsche Lastwagen und Leichen deutscher Soldaten. Unendliche Kolonnen von Soldaten und Kraftwagen kommen hindurch; ein für uns herrliches, für den Feind aber bedrohliches Bild. Das ist die Rache für alles, was die Deutschen bei uns angerichtet haben. Jetzt werden ihre Städte vernichtet, und ihre Bevölkerung erfährt jetzt, was das bedeutet: Krieg!

Wir fuhren auf einem PKW des Stabes der 11. Armee die Chaussee entlang weiter in Richtung Königsberg, um das 5. Artilleriekorps aufzusuchen. Die Strasse ist von Kraftwagen völlig verstopft. Die Dörfer sind teilweise zerstört, teilweise instand. Es ist bemerkenswert, dass man sehr wenige vernichtete russische Panzer sieht, nicht so, wie es während des ersten Angriffes der Fall gewesen ist.

Unterwegs trafen wir Trupps der Zivilbevölkerung, die unter Bewachung in das Gebiet hinter der Front geführt wurden¹⁴. Einige von ihnen fuhren in den grossen bedeckten Wagen. Die Jungen,

Mühe, sich von den Tatsachen nicht beeinflussen zu lassen und ihre Agitationen im Sinne der Parteilinie noch zu verstärken. Sie empfahlen ihren Agitatoren in den Einheiten, ihre politische Propagandatätigkeit und Wachsamkeit zu erhöhen, wobei sie auch mit nachahmenswerten Beispielen aufwarteten. So zum Beispiel mit der Geschichte des Soldaten Siskin: «Eine kleine Einheit zog durch ein Dorf, als der Soldat Siskin bemerkte: ‘Seht nur, Genossen. Alle diese Häuser haben ein richtiges Dach, nicht so wie bei uns. Die leben aber hier gut, verdammt noch mal...!’ Darauf antwortete der Agitator sofort: ‘Es mag sein, dass diese Bauern Häuser mit richtigen Dächern haben, aber Traktoren Genossen, nein, die haben sie nicht!’» – Mitgeteilt im *Ideologičeskaja rabota KPSS na fronte 1941-1945* [Die ideologische Arbeit der KPdSU an den Fronten 1941-1945, Moskau 1960, S. 234].

14 Kaum eroberten die Russen ein deutsches Dorf, als schon ihre Plakate zu sehen waren, mit denen sie jeden Erwachsenen in deutscher und russischer Sprache aufforderten, sich zwecks Arbeitseinsatz mit Verpflegung bei der russischen Ortskommandantur zu melden.

Männer, Frauen und Mädchen laufen zu Fuss. Bekleidet sind sie gut. Es wäre interessant, mit ihnen über die Zukunft zu sprechen. Wir haben hier übernachtet! Endlich sind wir in ein reiches Land gekommen! Rundherum sieht man das Vieh, das sich herumtreibt. Gestern und heute kochten und brieten wir je zwei Hühner. In dem Haus ist alles sehr gut eingerichtet. Die Deutschen haben fast alles zurückgelassen. Ich habe noch einmal daran denken müssen, was für ein grosses Unglück dieser Krieg und Hitler über die Welt gebracht haben. Die deutsche Bevölkerung spürt es jetzt tatsächlich an ihrem eigenen Leibe, was der Krieg bedeutet. Sie geht unter Bewachung an den verbrannten Städten und Dörfern vorüber, an den zermalmt unzahligen Kraftwagen, an den Leichen ihrer Soldaten. Sollen sie jetzt nur sehen und fühlen, was der Krieg bedeutet! Wieviel Elend gibt es in der Welt! Und dieses Elend tobt schon so lange Zeit. Aber in den deutschen Zeitungen sieht man überall die verzerrte Fratze Adolf Hitlers. In einer dieser deutschen Zeitschriften sieht man auf 30 Seiten Fotografien von «Untermenschen», und dann die hübschen Deutschen! Das sind Aäser! Ich hoffe, dass Adolf Hitler nicht mehr lange auf einen Strick zu warten braucht.

Gestern erhielten wir die erste Kriegsmahnung. Der «Mister» kam zu uns¹⁵. Die Bomben explodierten zwischen den Häusern.

26.1.1945. Petersdorf bei Wehlau

Hier an diesem Frontabschnitt waren die Unseren vier Kilometer vor Königsberg. In der Stadt ist eine Panik ausgebrochen. Unsere Flugzeuge haben die Ausgänge aus der Stadt gesperrt, nach Süden, nach Norden und zum Meer hin. Unsere Artillerie hält die Ausgänge zur Front unter Feuer. Die 2. Weissrussische Front ist bei Danzig ans Meer gekommen.

15 «Mister», ein Bezeichnung für deutsche Flugzeuge bei den Rotarmisten.

Also ist Ostpreußen völlig abgeschnitten. Es ist eigentlich schon so gut wie in unserer Hand¹⁶. Wir fahren durch Wehlau. Es brennt noch und ist völlig zerstört. Überall Rauch und Leichen der Deutschen. Auf der Strasse sieht man sehr viele zurückgelassene deutsche Geschütze und Leichen im Rinnstein. Das sind die Zeichen der grausamen Vernichtung der deutschen Truppen. Es wird gefeiert. Die Soldaten kochen ab. Die Fritze haben alles weggeworfen. Sehr viel Rindvieh treibt sich herum. Massen von Möbel und Geschirr befinden sich in den noch unzerstörten Häusern. Man sieht an den Wänden Bilder, Spiegel, Aufnahmen. Sehr viele Häuser sind von unserer Infanterie in Brand gesteckt worden. Es ist schon so, wie das russische Sprichwort sagt: «Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus!» Die Deutschen haben das 1941 bis 1942 getan, und 1945 kommt das Echo wieder. Ich sehe ein Geschütz, das mit einer gehäkeltten Decke vorüberfährt. Keine schlechte Tarnung! Auf einem anderen Geschütz liegt eine Matraze, und der Rotarmist wickelt sich in eine Decke ein. Links ist ein interessantes Bild zu sehen: zwei Kamele werden von Soldaten geführt. Es wird ein gefangener Fritz mit verbundenem Kopf vorbeigeführt. Die Soldaten fragen ihn wütend: «Na, hast Du Russland erobert?» und jagen ihn weiter, indem sie ihn mit der Hand und mit dem Gewehrkolben stossen.

27.1.1945. Dorf Starkenberg

Es sieht ganz friedlich aus. Im Zimmer ist es hell und gemütlich. Man hört von Weitem den Schall der Artilleriekanonade. Es wird um Königsberg gekämpft. Die Lage der Deutschen ist verzweifelt. Die Armeen des Rokossowskij sind gestern noch an die Danziger Bucht vorgestossen. Somit ist der restliche Teil Ostpreußens von Deutschland abgeschnitten.

16 Am 26. Januar 1945 erreichte die 5. Garde-Panzerarmee bei Tolkemit das Frische Haff und schnitt damit Ostpreußen von seiner Landverbindung ab.

Die Bucht am Pregel ist zugefroren, so dass die Evakuierung auf dem Wasserweg schwierig wird. Unsere Flieger werfen Bomben auf den Stadtausgang und auf die Strassen. Am 12. Januar fing die Artillerievorbereitung an, Fritz wehrt sich verbissen. – Wir haben eine sehr gute Wohnung, zu essen, so viel wir wollen.

Gestern war ich im Dorf Gauleden, aber die 9. Brigade habe ich nicht gefunden. Im Dorfe sah ich unsere 210-mm-Geschütze, die auf Königsberg zu herangeschafft werden. Anscheinend wird die Seeküste beschossen. Diese Geschütze haben 30 und mehr Kilometer Reichweite. Der Krieg geht weiter, aber man möchte doch glauben, dass er bald zu Ende sein wird. Die Offensive dehnt sich immer weiter aus. In Deutschland ist eine Panik ausgebrochen. Und wie kann es anders sein? Im Süden stehen unsere Truppen bei Breslau. Nun kommt die Zeit, wo wir für alles Abrechnung halten werden. *Die Unseren haben Ostpreußen nicht schlechter behandelt, als die Deutschen das Smolensker-Gebiet.* Wir hassen Deutschland und die Deutschen sehr. In einem Hause zum Beispiel haben unsere Jungs eine ermordete Frau mit zwei Kindern gesehen. Auch auf den Strassen sieht man oft ermordete Zivilisten. Und die Deutschen haben diese Greuelthaten verdient, mit denen sie angefangen haben. Man braucht nur an Majdanek¹⁷ und an die Theorie von dem Übermenschen zu denken, um zu verstehen, weshalb unsere Soldaten mit Befriedigung Ostpreußen in diesen Zustand versetzen. Gewiss, es ist unwahrscheinlich grausam, die Kinder zu töten¹⁸, aber die

17 Majdanek war ein nationalsozialistisches KZ-Lager in Polen in der Nähe von Lublin, das man im Sommer 1940 errichtet hat. Besonders viele Russen und Polen wurden dort ermordet. Majdanek wurde im Spätsommer 1944 von der Roten Armee erreicht. Die dort von den Russen vorgefundenen Zustände und Greuelthaten gingen durch die ganze Weltpresse und wurden auch unter den Rotarmisten gut bekannt.

18 Nach dem Krieg versuchten die Autoren, die über den Feldzug der Roten Armee in Deutschland schrieben, diese Ausschreitungen der Soldaten gegen die Zivilbevölkerung stillschweigend zu umgehen. Nur im Kriegsroman von E.M. Kazakevic, *Vesna na Odera* (Frühling an der Oder), Moskau 1950,

deutsche Kaltblütigkeit in Majdanek ist hundertmal schlimmer gewesen. Und die Deutschen haben ja den Krieg verherrlicht. Jetzt singen die deutschen Vögelchen mit einer anderen Stimme ihre neuen Lieder. Besonders verbrecherisch ist es, dass sie den Krieg noch weiterführen, da doch an seinem Ausgang kein Zweifel mehr besteht. Aus diesem Grunde wird Deutschland noch vielfach leiden müssen.

28.1.1945. Dorf Starkenberg

Bis 2 Uhr nachts spielten wir Karten. Die Häuser sind in chaotischem Zustande zurückgelassen worden. Die Deutschen hatten sehr viel Hab und Gut. Jetzt ist es aber alles durcheinandergeworfen. Die Oberbetten sind entleert worden und die Federn überallhin verstreut. Die Möbel in den Häusern sind ausgezeichnet. Auch findet man sehr viel Essgeschirr. Die meisten Deutschen haben nicht schlecht gelebt. Anscheinend wird das ganze Hab und Gut in die Sowjetunion abtransportiert werden. Man sollte sich beeilen, das Vieh und die Fohlen wegzuschaffen. An Hühnern und Kaninchen findet man hier schon nichts mehr.

Krieg, Krieg . . . wann wird er beendet sein? Drei Jahre und sieben Monate dauert nun schon diese Vernichtung der Menschenleben, der menschlichen Arbeit und Kultur. Es brennen die Städte und Dörfer, die Schätze einer tausendjährigen Leistung verschwinden. Und die Nichtnutze in Berlin bemühen sich, diese in der Geschichte einmalige Schlacht noch möglichst lange fortzusetzen. Deshalb entsteht der Hass, der sich auch über Deutschland ergießt. Und dabei haben die Deutschen noch die Stirn zu sagen: «Gott mit uns!» Ist das denn Gottes Wille?

kommt eine Stelle vor, wo man die Ermordung deutscher Kinder und Frauen hinter der russischen Front erwähnt. Diese Taten wurden aber, so behauptet der Autor, von deutschen Diversanten in russischen Uniformen verübt, um dadurch «Propagandamaterial für Goebbels zu liefern». Zitiert aus Kazakevic, S. 240 der ung. Ausgabe des Buches von 1954.

Was für eine furchtbare und verbrecherische Heuchelei ist das doch! Das ist ungeheuerlich! Und das ist das XX. Jahrhundert? Das soll Europa heißen? Europa befindet sich in einem schmutzigen Abgrund. Ich habe mir die deutschen Zeitschriften angesehen, und es hat mich dabei nur geekelt. Das ist dasselbe wie ein Kästchen aus Nickel, das blitzt und darinnen befinden sich Präservativs. In den Zeitschriften sieht man die Soldateska des XX. Jahrhunderts, die in langen Reihen als Kanonenfutter aufmarschiert sind, oder es werden Themen über Geschlechtsverkehr behandelt. Und das soll Europa sein! Nein, lieber dann schon in Sibirien weit weg von Europa leben! Ja, sogar die Musik hat man unsittlich gemacht! Und das nennt man hohe Zivilisation. Und die Deutschen sagen dazu, dass diese Zivilisation nur den Übermenschen zuteil werden kann!

29.1.1945. Dorf Starkenberg.

Gleichgültig gehen die anderen an den Leichen vorüber. Auch die Leichen unserer Soldaten liegen lange umher und werden nicht begraben. Sogar 20 Kilometer hinter der vordersten Linie liegen noch die schneebedeckten Leichen umher.

Februar

Wir sind am Bahnhof Hanau. Aus einem nicht völlig niedergebrannten Gebäude schleppen Soldaten Schnaps, Konserven, Zigaretten und Spielkarten. Man sieht sehr viel zurückgelassene Munition. Vorne wird umgruppiert. Es ist möglich, dass man Königsberg links liegen lässt und die Kräfte nach Westen abschiebt. Übrigens befindet sich Deutschland in einer noch nie dagewesenen Lage. Marschall Zukov war am 30. Januar 110 km vor Berlin¹⁹. Wenn ei-

¹⁹ Die von Generaloberst Bogdanov befehligte 2. Garde-Panzerarmee und Teile der 5. Stossarmee erreichten die Oder zwischen Frankfurt a.d.O.

ne Ruhepause eintritt, dann möchte man sich am liebsten freuen. Ist der Krieg schon zu Ende? Ich werde zur 2. Artillerie-Abteilung abkommandiert.

1.2.1945. Starkenberg

Im Dorfe sahen wir eine lange Kolonne der gegenwärtigen deutschen Sklaven, die der Deutsche aus allen Teilen Europas in Deutschland gesammelt hatte. Es marschierten Franzosen, Italiener, Belgier und Polen. Nur Deutsche fehlen in dieser Kolonne europäischer Völker. Sie kneifen aus, aber bald werden sie schon nicht mehr wissen, wohin. Unsere Truppen sind in Deutschland auf breiter Front eingedrungen. Und die Alliierten gehen auch vorwärts. Ja, Hitler wollte die ganze Welt zerschlagen. Stattdessen hat er Deutschland zerschlagen. Und wieviel sieht man von diesen Sklaven! Es sind dabei selbstverständlich auch diejenigen, die mit den Deutschen zusammengingen. Diese wird man aussortieren. Vom liegt starkes Artilleriefeuer. Unsere Truppen befinden sich an der Stadtgrenze von Königsberg. In diesen Tagen wird Königsberg gestürmt werden.

2.2.1945

Wir sind in Fuchsberg eingetroffen. Wir gelangten zu unserem Bestimmungsort – dem Stab der 33. Panzerbrigade. Von einem Rotarmisten der 24. Panzerbrigade erfuhr ich, dass 13 Mann unserer Leute sich vergiftet hätten, darunter einige Offiziere. Sie hatten denaturierten Sprit getrunken. Wozu die Liebe zum Alkohol führt! Unterwegs trafen wir lange Kolonnen von deutschen Zivilisten. Meist Frauen und Kinder. Viele tragen Kinder auf den Armen. Sie sehen blass und verängstigt aus. Auf die Frage, ob sie Deutsche

und Küstrin am 30. Januar 1945. Es gelang ihnen sogar, Brückenköpfe nördlich und südlich von Küstrin am westlichen Ufer der Oder zu errichten.

seien, antworteten sie schnell: «Ja». Trotzdem prägt sich auch hier der Schreck aus. Sie haben sich nicht darüber zu freuen. Man trifft dabei auch auf hübsche Gesichter.

Gestern Abend haben mir die Soldaten der Division einige Sachen erzählt, die man keinesfalls gutheissen kann. Im Hause, wo der Stab der Division lag, waren nachts evakuierte deutsche Frauen und Kinder untergebracht. Da kamen die betrunkenen Soldaten einer nach dem anderen, suchten sich die Frauen aus, führten sie zur Seite und missbrauchten sie dort. Auf jede Frau kamen mehrere Männer. Die Soldaten erzählten, dass 13- bis 15jährige Mädchen auch missbraucht wurden. Oh, wie haben sie sich gewehrt! Man erzählte sogar die Einzelheiten dieses Verfahrens. So in Gegenwart aller holte man eine Frau heraus und legte sie auf den Kadaver einer erfrorenen Kuh, und dort wurde sie vergewaltigt. Dasselbe hat man mit einer anderen Frau auf den gefrorenen Eingeweiden getan. Und diese Orgien haben die ganze Nacht hindurch gedauert. Es kam einer nach dem anderen, beleuchtete die Frauen mit der Taschenlampe und suchte sich eine aus.

Das kann man nicht gutheissen. Man soll sich rächen, aber nicht mit dem Penis, sondern mit den Waffen. Man könnte es noch bei denen entschuldigen, denen die Deutschen ihre Angehörigen getötet haben. Aber die Vergewaltigung von Mädchen, – nein, das ist nicht zu billigen! – Meiner Ansicht nach wird man mit solchem Vorgehen sowie mit der unnützen Vernichtung der Werte aufräumen. Z.B. schlafen die Soldaten im Hause, dann gehen sie weg und zünden das Haus an oder zerschlagen sinnlos Spiegel und Möbel. Es ist doch klar, dass alle diese Sachen einmal in die Sowjetunion abtransportiert werden. Vorläufig aber leben wir hier und werden hier weiterhin Soldaten leben. Ein solches Vorgehen zersetzt die Moral der Soldaten, und die Disziplin wird geschwächt, was zu einer Verminderung der Kampfkraft führt. Ausserdem sind das Anhaltspunkte für die Feindpropaganda, was von grosser Wichtigkeit ist.

Ich hasse Hitler und das Hitler-Deutschland von ganzem Herzen, aber dieser Hass rechtfertigt nicht solches Vorgehen. Wir rächen uns, aber nicht so. Wir vernichten die deutsche Kriegsmaschinerie und den faschistischen Staatsapparat. Wir werden die Deutschen zwingen, alles wieder aufzubauen, was bei uns vernichtet worden ist. Und arbeiten werden nicht nur die Kriegsgefangenen, sondern auch die zivile Bevölkerung. Wir wollen aber keine «Majdaniki» einführen, die Frauen, Kinder und Greise vernichten. Die Deutschen haben ihre Flüchtlinge aus Königsberg zu uns herausgelassen. Unsere haben nicht auf sie geschossen und liessen sie in das Hinterland durch.

Wir sind nicht weit von Königsberg. Der Deutsche hat dort keine besonders starken Abwehrkräfte. Ostpreußen ist von der 2. und 3. Weissrussischen Front eingeklemmt. Von Süden abgeschnitten und von Norden umgangen. Königsberg ist von einem starken Halbring umzingelt. Unsere Truppen stehen am Strande des Pregels. Also können die Deutschen von der Seeseite her kaum etwas heranschaffen. Wir befinden uns in einer Arbeitersiedlung eines Flugplatzes. Das Werk ist völlig vernichtet, es sind sehr viele im Bau befindliche Flugzeuge zurückgeblieben.

4.2.1945. Gutenfeld

Unsere Truppen sind bis an die Ostsee vorgedrungen, und Königsberg ist von Süden her abgeschnitten. Die Deutschen bemühen sich, durchzustossen. Unsere Truppen haben die Aufgabe, die Front auf der Landenge auszubreiten. Die Artillerie schießt Tag und Nacht.

Hier bei uns ist völlige Ruhe. Die Deutschen schießen wenig.

6.2.1945

Bis Königsberg sind es noch 6 km. Wir werden die Stadt wohl bald stürmen. An den anderen Abschnitten der Front hat sich das Tempo

des Angriffes etwas verlangsamt. Es ist eine alte Geschichte: man muss sich wieder neu ordnen. In Schlesien haben unsere Truppen die Oder erzwungen. Das ist grossartig! Nun muss nur noch eines geschehen: die Alliierten müssten zu einem Entscheidungsangriff antreten, – und der Krieg wird zu Ende sein.

Ich war bei dem Kommandeur eines Schützenbataillons der 26. Garde-Schützendivision zu Gast. Bei ihm habe ich mir eine Sammlung von deutschen pornografischen Fotografien angesehen. Was könnte abscheulicher sein! Und unsere Kultur steht schon deshalb höher als die deutsche, weil bei uns solche Aufnahmen nicht zu finden sind.

7.2.1945. Dorf Kraussen

Rechts von uns lassen die Deutschen die Zivilisten aus der Stadt heraus. Der Posten kontrolliert, damit sich keine Wehrmachtangehörigen durchschmuggeln. Unser Posten kontrolliert ebenfalls. Später werden sie aussortiert und in das Hinterland abtransportiert. In einer Kolonne der Flüchtlinge sah ich einen Greis von 92 Jahren. Auch einige Frauen in diesem Alter waren dabei. Alle sind ziemlich schlecht gekleidet und das ist ja verständlich, denn die Reichen sind bestimmt schon längst entwischt. Nun muss Deutschland den Geschmack der Tränen fühlen, die es einst dem russischen Volk gebracht hat. Furchtbare Greuelthaten werden auf der Erde begangen. Und Hitler ist derjenige, der sie hervorgerufen hat. Und die Deutschen haben diese Greuel verherrlicht. Eine grausame Strafe ist für Deutschland nur zu gerecht, denn Deutschland ist ja Hitler gefolgt und folgt ihm auch noch weiter. Es wundert mich nur, dass sich bis zur Zeit noch keine starke Opposition gefunden hat, die diesen blutgierigen Schurken beseitigt!

Und was tun nun nicht die Menschen alles! Zum Beispiel: Vor unseren Panzern hat ein Soldat eine deutsche Frau und ihren Säugling erschossen, weil sie sich weigerte, ihm zu Willen zu sein. Es

ist fürchterlich! Aber die Deutschen haben bei uns massenhaft noch viel Schlimmeres verbrochen. Man braucht nur an Majdanek zu denken und andere Gegenden, an die «Seelenvernichter» und dergleichen²⁰. Ja, Deutschland, es wird mit gleicher Münze heimgezahlt.

Wir sind hier in einer Verteidigungsstellung. Man spricht davon, dass die Deutschen einen Angriff beabsichtigen. Sie sind dazu doch nicht mehr fähig!

8.2.1945

In den Gesprächen wird jetzt sehr oft Slawen gesagt. Man sagt nicht: «unsere Infanterie» oder «unsere Soldaten», sondern «unsere Slawen». Man sagt: «Da sitzen unsere Slawen», oder «Die Slawen haben das angerichtet». Und die Soldaten haben vieles angerichtet! Besonders unsinnig ist die Vernichtung der Werte und die Grausamkeit gegenüber der friedlichen Bevölkerung. Aber dieses Vorgehen wird jetzt bekämpft. Man hat schon genug verwirtschaftet – , so, dass sich die hiesigen Deutschen noch hundert Jahre lang bekreuzigen werden in der Erinnerung an den Winter 1944/45 – und wahrscheinlich wird dabei vielen Deutschen die Lust am Kriegführen vergehen. Hier haben die Deutschen die grössten Werte im Stich gelassen. Massenhaft Vieh, und alles von guter Rasse. Die Möbel und das landwirtschaftliche Inventar wird bestimmt abtransportiert, alles, was von der «Wirtschaft» der Slawen noch geblieben ist. Nun kommen noch die Werke mit ihren Maschinen dazu. Auf dem Bahnhof in Gutenfeld sind grosse Lager mit Maschinen und Vorräten vorgefunden worden, die man bereits abzutransportieren beginnt. Und auf dem Flugplatz hat man sehr viele neue Flugzeugersatzteile vorgefunden. Nicht weit von hier befinden sich Lager mit Kleidern und Schuhen. Hier haben sich alle die Sachen für Pa-

20 «Seelenvernichter» – wahrscheinlich Gaskammer.

kete nach Hause ausgesucht²¹. Man hat jetzt nämlich gestattet, Pakete nach Hause zu senden. Das ist gerade zur rechten Zeit.

Überall findet man wertvolle Gegenstände, z.B. Radioapparate und noch viel mehr Fahrräder herum. Wenn ein Fahrrad zerbricht, wirft man es weg und fährt mit einem anderen weiter. Im Hinterland werden die Fahrräder abgenommen. Es hat sich schon ein ganzer Berg angehäuft. Der Fritz beschiesst uns, wenn er ein Geräusch hört. Wir haben 82-mm-Granatwerfer hinter einem Haus bereitgestellt. Dem Vernehmen nach soll die Blockade von Königsberg begonnen haben. Der Lautsprecher hat verkündet, dass unsere Truppen an die See gelangt sind, und dass Königsberg umzingelt sei. Die Zahl der deutschen Kessel wächst immer mehr, und das Gebiet von Deutschland wird immer kleiner. Ich verstehe nicht, was sich die Deutschen eigentlich denken. Anscheinend wollen sie Deutschland in einen Trümmerhaufen verwandelt sehen. Die Alliierten sind in Holland zur Offensive angetreten²². Über die Grösse dieser Offensive kann man jetzt noch nichts sagen, aber wenn sie schwach sein sollte, so wäre das ein Verbrechen seitens der Alliierten. Sollten sie aber auch nur einen Schlag führen, der ein Drittel so stark ist wie der unsrige, so wäre der Krieg beendet. Dazu haben sie ja auch mehr als genug Kräfte. Man denke nur daran, wie viele Flugzeuge sie haben.

Mit Interesse habe ich die Arbeit unserer Aufklärung beobachtet. Das erstmal gingen vier Mann weg, die hinter die deutsche Front kamen und die deutsche Verteidigung beobachteten. In der näch-

21 Gemäss einer zentralen Verordnung durften die Rotarmisten ab 1. Februar 1945 durch die Feldpost Pakete mit Lebensmitteln und Kleidung nach Hause schicken. Dabei wurden strenge Normen aufgestellt, die Grösse und Gewicht der Pakete nach dem Rang des Betreffenden bestimmten.

22 Am 8. Februar trat die 1. kanadische Armee zwischen Rhein und Maas östlich von Nimwegen gegen die 1. deutsche Fallschirmjäger-Armee zur Offensive an. Bis zum 13. Februar wurde erbittert um den Reichswald gekämpft. Die deutschen Verbände gingen schrittweise auf den Brückenkopf Wesel zurück.

sten Nacht kamen sie glücklich zurück. Sie gingen durch die Sümpfe des Pregel. Dann gingen wieder vier Mann los. Sie kamen schon bis an die Vororte von Königsberg und kehrten wieder glücklich zurück. Gestern sind 50 Mann losgegangen. Diese arbeiten gut. Solche Leute muss man auch auszeichnen. Wir sind u.a. nicht mehr der 3. Weissrussischen Front, sondern der 1. Baltischen Front zugeteilt. Wahrscheinlich werden wir hier längere Zeit verbleiben müssen, weil unsere Front die in letzter Zeit entstandenen Kessel, welche Hitler grosszügig und in so grosser Zahl gebildet hat, bekämpfen muss.

13.2.1945

Die «Slawen» ziehen sich verschiedenes Zeug an, tragen Spazierstöcke, Napoleonmützen, Regenschirme, Gummimäntel und sehen aus wie Zivilisten oder Soldaten einer unbekannten Armee. Vor uns haben wir einen Weg von 60 km. Wir befinden uns nicht weit von der Stadt Cranz an der Nordseite Samlands. Morgen früh müssen wir weg, um ein Unternehmen für die Bereinigung der Samland-Halbinsel durchzuführen. Die Zivilbevölkerung sieht erbärmlich aus. Sie wandeln erschöpft, ängstlich und verhungert umher. Die Greise und Frauen sind völlig hilflos. Das ist noch ein «Verdienst» Hitlers gegenüber dem deutschen Volke. Eine furchtbare Strafe ist über Deutschland gekommen. Und es verdient diese Strafe, aber wie viele unschuldige Menschen müssen dabei leiden und zugrundegehen. Denn diejenigen, die die Mittel dazu hatten, sind zweifellos ausgerückt. Es blieben nur die Armen zurück, das heisst also diejenigen, die am wenigsten Schuld haben. Was die Soldaten anbelangt, so haben sie nicht ein klein wenig Mitleid. Es bieten sich furchtbare Bilder. Oh Gott, was doch alles in der Welt geschieht! Wann werden wir Hitler an die Kehle können?

Übrigens kann unser Volk viel leichter die Entbehrungen ertragen als die Deutschen. Die Deutschen nehmen zum Beispiel nicht

die herrenlosen Pferde, Wagen, Lebensmittel, sondern hungern lieber. Sie benutzen weder die leeren Häuser noch die vorhandenen Lebensmittelvorräte. Uns furchten sie wie den Teufel, was auch verständlich ist.

15.2.1945. Schuditten

Das Dorf ist zur Hälfte zerstört, der Fritz schießt mit Schiffsartillerie hierher. Die Unseren stellen hier überall sehr viele 120-mm-Minenwerfer auf. Hier befindet sich auch unsere Abteilung, auch das 525. Granatwerfer-Regiment. Hinter uns ist schon ziemlich viel Artillerie aufgestellt. Heute nehmen wir neue Stellungen ein. Wir haben die Bunker hinter der Wand eines Ziegelhauses eingebaut, und zwar auf der Rückseite des Hauses, so dass der Fritz uns kaum erreichen kann. Wir unterstützen die 19. Garde-Schützendivision der 39. Armee. Überall sind Stosstrupps unterwegs. Unsere Aufgabe ist es, den Fritz ins Meer zu werfen, und zwar vom Ende der Halbinsel Samland. Die Offensive muss in diesen Tagen anfangen.

Schlussbetrachtung

«Alle Völker haben das Recht zu leben, alle Nationen besitzen das Selbstbestimmungsrecht.»

Diesen Satz hat Jurij Uspenskij kurz vor seinem Tod – und kurz vor Kriegsende – in der Nähe der Stadt Wilna in sein Tagebuch geschrieben. Er schrieb ihn im Zusammenhang mit dem Hass, den gewisse Russen gegen die Polen hegten. Wir können es dem russischen Offizier nicht verargen, dass er *Hitler für den einzig Schuldigen am Kriege* hielt. Die «Bekanntschaft» mit Uspenskij erinnert mich an meine Begegnung mit dem jungen, sympathischen Reichswehroffizier in Allenstein. (Ich habe auf meinen Fahrten durch Ostpreußen viele liebe Menschen kennengelernt.) Wir waren uns einig, und daran glaube ich heute mehr denn je: Kein Volk will den Krieg. Noch sehe ich den strahlenden Sommerhimmel über den steilen Dächern schöner Bürgerhäuser und höre die Worte des Mannes aus Königsberg: «Es ist die dringlichste Aufgabe der Menschen aller Länder, dafür zu sorgen, dass es künftig keine Alleinherrscher und totalitären Mächte gibt, die das Volk hintergehen und ins Unglück stürzen können.» Was wohl aus ihm geworden ist, aus dem Reichswehroffizier, der mich in Allenstein mit Schmant und Glumse überraschte? Ob er, so oder so, dann doch auch ein Opfer Hitlers wurde? In der Gesinnung stand er dem Sowjetoffizier Uspenskij ziemlich nahe, obschon oder weil dieser vermutlich vom Ausmass der Unterdrückung und des Terrors in seinem eigenen Land nicht die geringste Ahnung hatte.

Der verhängnisvolle Pakt

Totalitäre Herrscher sind des Teufels. Neben Hitler war Stalin einer der unheimlichsten. Und für diesen kämpfte in guten Treuen der

humanistisch gesinnte Uspenskij. Etwas anderes, als dass Hitler den Krieg angefangen hatte, konnte, durfte er nicht wissen, da er selber wie fast das ganze russische Volk das Opfer totaler Fehlinformation und Abkapselung war. Oder wusste er etwa – und wer darf das heute in der Sowjetunion wissen? –, dass erst die Komplizenschaft Stalins mit Hitler (Geheimprotokoll des «Freundschaftsvertrages» vom 23.8.1939) dem Führer den gewünschten Krieg ermöglicht hatte? Dass von Stalin zuvor über zehn Millionen russischer Bauern in den Tod getrieben worden waren, dass er dann die Rote Armee vereinbarungsgemäss dem schon geschlagenen Polen in den Rücken fallen und bei Katyn Tausende von polnischen Offizieren durch Genickschuss ins Jenseits befördern liess. Und dass er Finnland überfiel, gegen alle auf «ewig» abgeschlossenen Verträge die baltischen Staaten an sich riss und Zehntausende, schliesslich Hunderttausende von Balten deportierte. All das war schon geschehen, als der gebildete und mit dem europäischen Geistesleben vertraute russische Offizier bei Königsberg im Kampf gegen Hitler-Deutschland den Tod fand. «Ja, das war eben Stalin», denkt heute ein Heer von Gleichgültigen halb entschuldigend und hat Ostberlin, Budapest und Prag bereits vergessen und hört auf, an Afghanistan und Polen zu denken.

Friedenssehnsucht

«Kein Pinselstrich einer Farbe dürfte der Verherrlichung des Krieges dienen.» Dieser Satz des für sein Land gefallenen Sowjetoffiziers sollte auf den Transparenten Ostberlins stehen, wo DDR-Soldaten heute im Stehschritt für den «Frieden» marschieren. Etwas hat, erstmals auf deutschem Boden, mehr den Politoffizieren als dem Schreiber des Tagebuches zu schaffen gemacht: Das Bild, das den Russen vorgegaukelt worden war, stimmte nicht. Jeder Rotarunist stellte mit Verwunderung fest, dass die «Werk tätigen»

Deutschlands nicht in Not und Elend lebten. Uspenskij aber sah auch die unschönen Seiten der westlichen Zivilisation. Sie erschreckten ihn, und er setzte ihnen das «gesunde Bild» Sibiriens entgegen. Ohne zu wissen, dass dieses gelobte Land die Hölle ungezählter Strafgefangener ist. Ahnungslosigkeit eines friedliebenden, mit dem westlichen Geistesleben vertrauten Sowjetbürgers!

Wenn er sie auch mit den ihm wohlbekanntem Untaten der Deutschen zu entschuldigen versuchte, Jurij Uspenskij sah und verurteilte auch die Untaten seiner Kampfgefährten. Die folgende Aufzeichnung mutet, trotz seinem Hass auf Hitler und auf dessen Gefolgsleute, wie eine ausgestreckte Hand der Versöhnung an:

«Eine furchtbare Strafe ist über Deutschland gekommen. Und es verdient diese Strafe, aber wie viele unschuldige Menschen müssen dabei leiden und zugrunde gehen.»

Unrechtszustand

Bald sind 40 Jahre vergangen, seit Ostpreußen untergegangen ist. Und doch hatten die Siegermächte mit Einschluss der Sowjetunion vereinbart, das endgültige Schicksal dieser deutschen Provinz in einem Friedensvertrag festzulegen. Indessen hat die zur Supermacht herangewachsene Sowjetunion entgegen allem Völkerrecht den von ihr besetzten Nordteil Ostpreußens stillschweigend vereinbart. Sie hat nach Möglichkeit aus dem Hitler-Stalin-Pakt Nutzen gezogen und nie den geringsten Versuch gemacht, ihn samt Geheimprotokoll zu widerrufen. Wer heute in der UdSSR auf diesen Pakt hinweist, begeht einen staatsfeindlichen Akt. Hinter dem Vorhang des Schweigens, der das Territorium des einstigen Ostpreußen halbiert, sind auf das Herz Europas gerichtete Raketen aufgestellt.

Der durch Waffen und Gewohnheit zementierte Unrechtszustand im Bernsteinland kann niemals durch Krieg beseitigt werden. Wie

Ostpreußen sind auch Polen, Litauen, Lettland und Estland das Opfer des Sowjetimperialismus geworden. Proteste, Resolutionen, Atlantik-Charta, Helsinki-Schlussakte, Menschenrechtskonferenzen – nichts änderte etwas am Joch der einst freien Völker am Süd- und Ostufer der Ostsee, es sei denn, dass die Sowjets die Ostsee in «Friedensmeer» umbenannt haben! Eingaben, Aufrufe an die UNO fanden nicht den geringsten Widerhall.

Für Frieden und Freiheit

Die Machthaber des Kremls bauen auf den Faktor Zeit, auf das Erschlaffen des Westens und das Vergessen. Aber das Vergangene ist gegenwärtig, lebt weiter, hat seine Zukunft. Ob eine gerechte Friedensordnung in Osteuropa warten muss, bis es auch auf dem heutigen Sowjetterritorium freie Völker, offene Länder geben wird?

Die Hoffnung auf einen solchen wahrhaften Fortschritt wächst, je mehr es dem unabhängig gebliebenen westlichen Deutschland (mit freien Wahlen, Opposition, Gewaltentrennung statt einer Todesmauer) gelingt, zusammen mit den anderen europäischen Demokratien einen wehrhaften Block des Friedens und der Freiheit zu bilden. Das unter Hitler so abgrundtief gesunkene Deutschland hat nach dem Krieg, als demokratische Bundesrepublik, Grosses vollbracht. Aus einem scheinbar völlig gebrochenen Land ist, mit Hilfe der USA, in wenig Jahren eine der ersten Industrienationen der Welt geworden. Nach wieviel Katastrophen auch in fernen Erdteilen haben deutsche Expeditionen sofort helfend eingegriffen? Durch eine Grosstat ohnegleichen verdient das westliche Nachkriegsdeutschland die Bewunderung der Menschheit: Es hat über 14 Millionen Flüchtlinge, Vertriebene und Heimkehrer aus dem Osten – davon gegen zwei Millionen aus Ostpreußen – eingegliedert und teilweise auch entschädigt, ohne die Welt mit einem Dauerjammer zu belästigen.

Literatur

Dank dem Vorabdruck der Arbeit «Vergessenes Land» im Berner «Bund» wurde es mir möglich, nachträglich einige Präzisierungen und Ergänzungen anzubringen. Das Echo, das die Publikation ausgelöst hat, zeigt, dass die alte deutsche Provinz Ostpreußen, mit der das Schicksal mancher Schweizer verbunden ist, auch bei uns nicht vergessen ist. Ausser den schon im Text zitierten Werken möchte ich aus einer Vielzahl von Veröffentlichungen noch die folgenden Bücher über das Ende Königsbergs wie über Flucht, Deportation und Vertreibung von Deutschen aus Ostpreußen empfehlen:

LUCY FALK: Ich blieb in Königsberg. Tagebuch aus deutschen Nachkriegsjahren. 2. Auflage, München 1966.

Die Autorin zeigt – im Zeichen nackten Überlebens – den Übergang der untergegangenen deutschen Stadt zu neuer, sowjetisch-russischer Normalität.

HANS DEICHELMANN: Ich sah Königsberg sterben. Aus dem Tagebuch eines Arztes. Aachen 1949.

HUGO LINCK: Königsberg 1945-1948. 4. Auflage, Leer (Ostfriesland) 1956. – derselbe: Im Feuer geprüft ... Leer 1973.

ELFRIEDE KALUSCHE: Unter dem Sowjetstern. Erlebnisse einer Königsbergerin in Nordostpreußen. 1945-1947. München 1974.

G. BRAUNSCHWEIG: Untergangstage in Königsberg. In: Jahrbuch der Albertus-Universität. Königsberg/Pr., Bd. 3/1953, S. 182-231.

WILHELM MATULL: Vor 30 Jahren in Königsberg – Kaliningrad nach 30 Jahren. Düsseldorf (Selbstverlag) 1976.

EDGAR GÜNTHER LASS: Die Flucht. Ostpreußen 1944/45. Podzun-Verlag Bad Nauheim 1964.

ERNST FREDMANN: Sie kamen übers Meer. Die grösste Rettungsaktion der Geschichte. Köln: Staats- und wirtschaftspolitische Gesellschaft 1971.

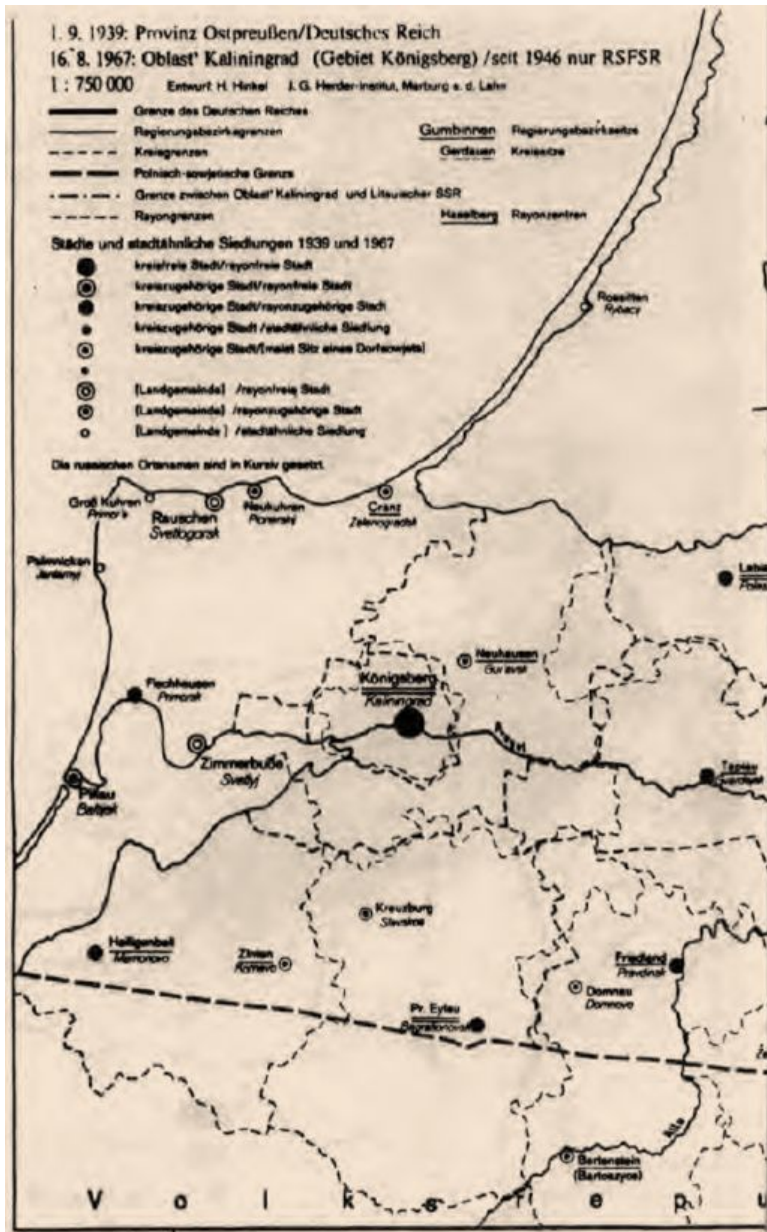
Verschleppt. Frauen und Mädchen von Ostpreußen nach Sibirien verschleppt. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, 2000 Hamburg 13, Parkallee 86, Postfach 8047.

ALEXANDER SOLSCHENIZYN Ostpreußische Nächte. Darmstadt und Neuwied, 1976.

Karten



Aus «Ostpreußen in 1440 Bildern», Verlag Gerhard Rautenberg, 2950 Leer (Ostfriesland).



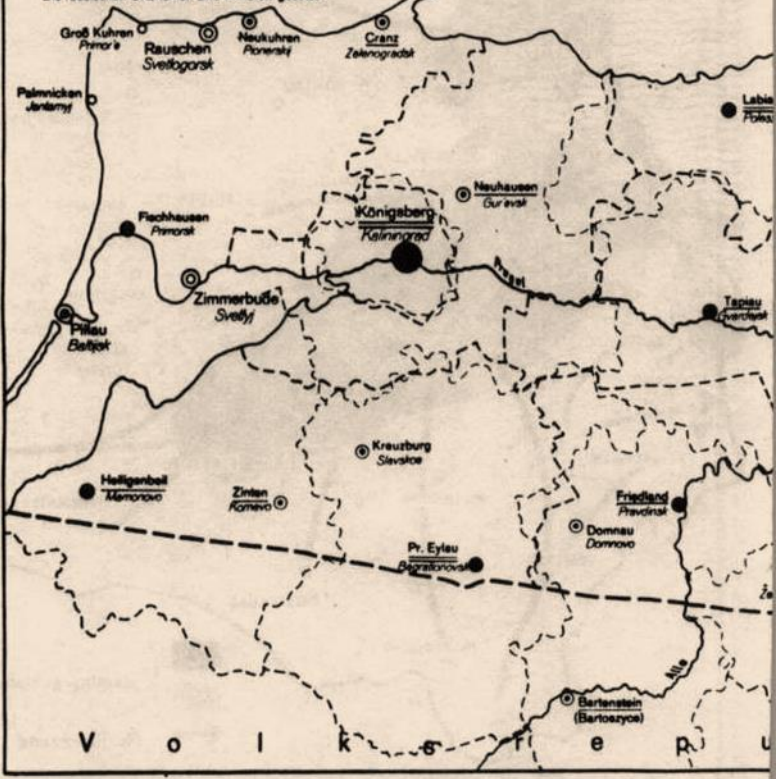
Aus E.G. Laas: «Die Flucht». Podzun-Verlag, Bad Nauheim.

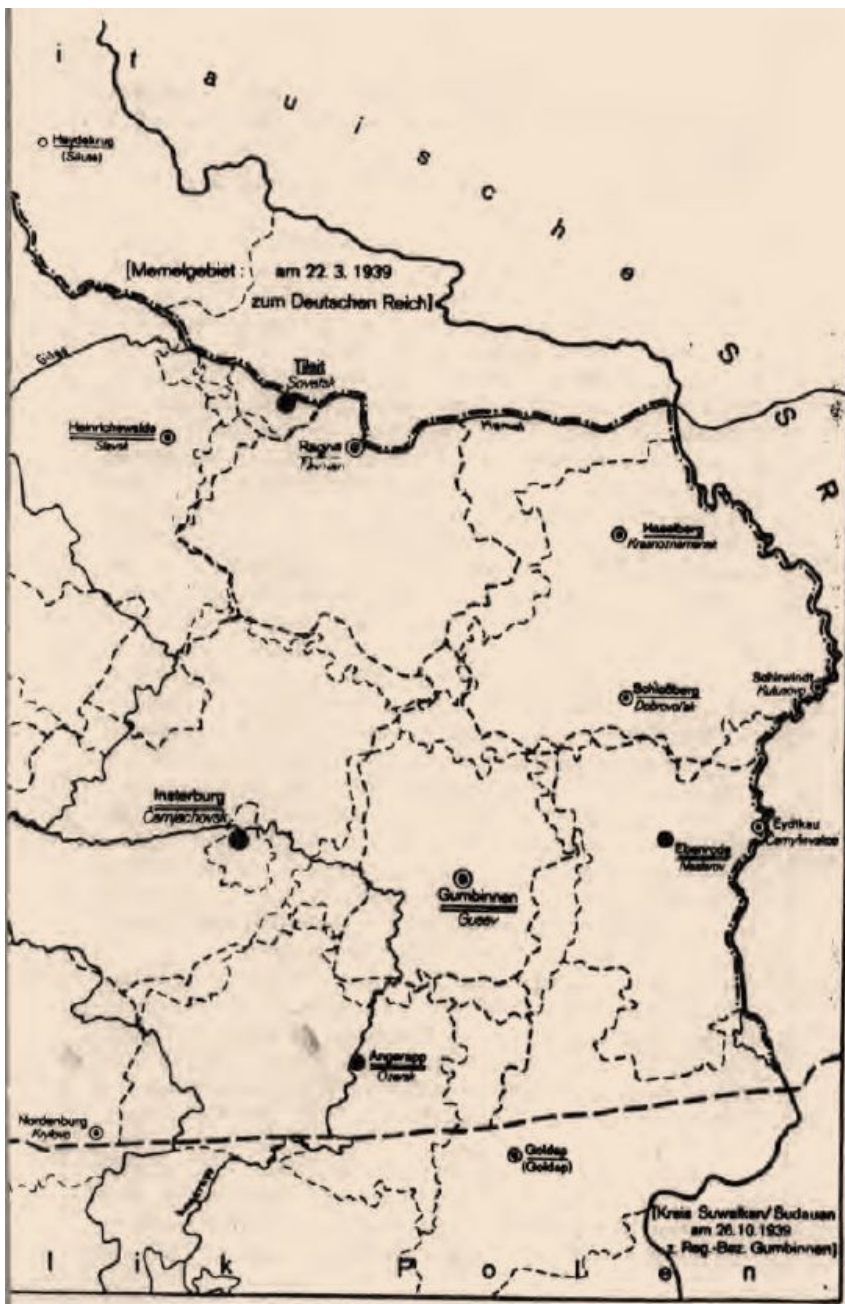
1. 9. 1939: Provinz Ostpreußen/Deutsches Reich
 16. 8. 1967: Oblast' Kaliningrad (Gebiet Königsberg) /seit 1946 nur RSFSR
 1 : 750 000 Entwurf: H. Hinkel J. G. Hender-Institut, Marburg a. d. Lahn

- Grenze des Deutschen Reiches
 - Regierungsbereichsgrenzen
 - - - Kriegsgrenzen
 - Polnisch-sowjetische Grenze
 - · - · - Grenze zwischen Oblast' Kaliningrad und Litauischer SSR
 - - - Rayongrenzen
- Gumbinnen Regierungsbereichssitze
Gerdauen Kreissitze
Haselberg Rayonzentren

- Städte und städtähnliche Siedlungen 1939 und 1967
- kreisfreie Stadt/rayonfreie Stadt
 - ⊙ kreiszugehörige Stadt/rayonzugehörige Stadt
 - kreiszugehörige Stadt/städtähnliche Siedlung
 - ⊙ kreiszugehörige Stadt/(meist Sitz eines Dorfsowjets)
 - ⊙ [Landgemeinde] /rayonfreie Stadt
 - ⊙ [Landgemeinde] /rayonzugehörige Stadt
 - [Landgemeinde] /städtähnliche Siedlung

Die russischen Ortsnamen sind in Kursiv gesetzt.





Lesen Sie das erschütternde Dokument zum tragischen Schicksal der drei «vergessenen» Staaten im sowjetischen Baltikum!

Verlag Peter Lang AG, Jupiterstr. 15, CH-3000 Bern 15.

Hier sei auf die 1975 im Verlag Herbert Lang (Bern) herausgekommene Schrift hingewiesen «... und Estland, Lettland, Litauen?» Im Kapitel *Baltische Welt* werden, anhand von persönlichen Eindrücken, die Esten, Letten und Litauer als eigenständige Völker dargestellt. Das Kapitel *Vor der Wende* handelt von den Anzeichen der von Hitler heraufbeschworenen Katastrophe. An der sowjetischen Grenze vernahm der Autor aus dem Munde lettischer Grenzwächter, wie sehr Bürger eines Kleinstaates dem Völkerbund und dem Wort einer totalitären Grossmacht vertrauten. Das dritte Kapitel, dem ein *Bildteil* folgt, befasst sich mit der *Sowjetisierung der drei baltischen Länder*. Hier gehört die wesentliche Aussage dem Dokument. Der verhängnisvolle Hitler-Stalin-Pakt, in der UdSSR heute totgeschwiegen, lieferte die friedliebenden Baltenvölker den Sowjets ans Messer. Unter heuchlerischen Vorwänden, die an die zeitlose Fabel vom Wolf und vom Lamm erinnern, liess Stalin im Sommer 1940 die drei Länder besetzen und um Aufnahme in die brüderliche Sowjetunion bitten. Seither ist Moskau die Befehlszentrale der scheinautonomen Sowjetrepubliken an der Ostsee. Aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet der Verfasser die planmässig vorangetriebene Russifizierung und Sowjetisierung der Baltenländer. Ein in aller Stille sich abspielendes *Ringens zwischen nationaler Minderheit und Supermacht!* Einer Supermacht, die sich als Befreierin der unterdrückten Völker aufspielt, während sie im eigenen Machtbereich die Menschenrechte mit Stiefeln tritt und die Identität alter Völker auszulöschen trachtet.

Mit zu den Absichten dieser Schrift von Hans Rychener gehört einerseits der Hinweis auf das Lügenkarussell des sowjetischen Machtanspruchs, auf Doppelmoral und Geschichtsfälschung, andererseits die Warnung vor politischer Gleichgültigkeit, ganz besonders vor dem im Westen in Permanenz sich manifestierenden schwächlichen Geist von München.

Heute lieferbar im Verlag Peter Lang AG, Bern: *Hans Rychener*und Estland, Lettland, Litauen? Eindrücke aus dem freien und Dokumente aus dem sowjetischen Baltikum. Bern, 1975, 106 S. mit 3 Kartenskizzen und 16 Tafeln. Fr. 22.50